

# Drei gegen Karapon

## Ein Terraner macht Geschichte - bei Karaponiden und Hauri

Perry Rhodan - Heft Nr. 1476

von Peter Griese

### Die Hauptpersonen des Romans:

**Emst Eltert** - Der Terraner in der Gewalt der Karaponiden.

**Zjumandiok** - Ellerts Mitgefangener. **Fhey-Djon** - Ein rebellischer Kerkerwächter.

**Daok-Demm** - Geheimdienstchef der Karaponiden.

**Thoy-Dak** - Supremat von Karapon.

**Simed Myrhh** - Ein Geheimnisvoller, der Geschichte macht.

**Im Sommer des Jahres 1146 NGZ sollte die jahrhundertalte galaxisweite Herrschaft der Cantaro und derer, die über diesen Klon-Wesen stehen, längst so gefestigt sein, daß nie-mand daran zu rütteln und den gegenwärtigen Zustand zu verändern vormag. Perry Rhodan mit seinen Tarkan-Rückkehrern, die Freihändler unter Ronald Tekener und Roi Danton und die Angehörigen der galaktischen Widerstandsorganisation WIDDER unter Homer G. Adams versuchen trotzdem, die Gewaltherrscher der Milchstraße zu stürzen und den unterjochten Völkern die verlorene Freiheit zurückzugeben.**

**Die verzweifelten Bemühungen der Widerständler sind bei eindeutiger militärischer Unterlegenheit sogar von stolzen Erfolgen gekrönt - dennoch beginnt es sich nun, nach Perry Rhodans erfolgter Amagorta-Expedition, immer deutlicher abzuzeichnen, daß die Tage der Freiheitskämpfer endgültig gezählt zu sein scheinen. Denn der Gegner startet die General-offensive an allen Fronten.**

**Indessen kommen auch Dinge ins Spiel, die bis ins 5. Jahrhundert NGZ zurückgehen. Wir meinen die Suche nach Perry Rhodans verschwundener Frau. Besonders Emst Ellert, der ehemalige Teletemporarier, läßt nicht locker. Auch in der Gefangenschaft erweist er sich als trickreich und findig, denn er gründet den Bund der DREI GEGEN KARAPON...**

1.

Kräftige Hände packten den Gefangenen an den Oberarmen, als er durch die Eingangstür gestoßen wurde. Eine rauchige Stimme aus einer seitlichen Nische im dunklen Hintergrund des kleinen Raumes rief ein Kommando. Die Helfer zerrten den Wehrlosen über den blanken Fußboden und stießen ihn schließlich an der rückwärtigen Wand in einen stählernen Sessel mit breiten Armlehnen.

Das alles geschah in wenigen Sekunden, und niemand nahm Rücksicht auf die Verfassung der hilflosen Gestalt, deren Augen durch einen breiten Klebestreifen verdeckt waren. Um Mund und Kinn war ein graues

Tuch geschnürt, das gerade noch das Atmen erlaubte. Um den Hals trug er ein kleines Gerät, einen Translator. Ansonsten war die Gestalt nur mit einer einfachen, auf der Brustseite offenen Kombination von grellgelber Farbe und mit ein paar Stiefeln bekleidet. Auf der Rückenseite der Kombination prangte ein Symbol, das an einen gefesselten Greifvogel erinnern sollte. Darunter war eine mehrstellige Nummer in den Stoff gestanzt worden.

Wieder erklang ein Befehl aus der dunklen Seitennische. Die flinken Hände rückten die Arme des Gefangenen zurecht. Eine Faust hieb auf einen Schalter an der Rückenlehne des Sessels. Metallbänder schnellten aus den Lehnen hervor und legten sich um die Unterarme des Mannes in der einteiligen Gefangenenmontur aus grobem Sackleinen.

Ein zweiter Tastendruck erfolgte, und die Prozedur wiederholte sich. Diesmal wurden die Unterschenkel an die stählernen Füße des Sessels geschnürt. Die Hand eines Karaponiden drückte den Kopf des Gepeinigten in den Nacken. Eine zweite Hand faßte in das ihm bis an die Schultern reichende Haar und zerrte daran, bis der Kopf nach hinten gebogen war.

Ein Finger berührte eine weitere Taste des Sessels. Wieder erfolgte das metallische Klicken, und ein letztes Stahlband schoß aus der Rückenlehne. Es legte sich um den Hals des Gefangenen, der bei der Berührung mit dem kalten Metall aufstöhnte.

Aus der dunklen Nische erklang ein Pfiff. Die uniformierten Helfer ließen von dem Gefangenen ab und

hasteten zur Tür. Krachend fiel diese hinter ih-nen ins Schloß.

Eine Weile war nur das leise Stöh-nen des Mannes zu hören, der an den stählernen Sessel gefesselt war. Dann hatte er sich an seine mißliche La-ge gewöhnt und von den letzten Stra-pazen etwas erholt. Sein Atem pffte wieder gleichmäßiger durch den Knebel. Versuche, sich von den stählernen Bändern zu befreien, unternahm der Gefangene nicht. Er hatte die Sinnlo-sigkeit dieser Versuche längst einge-sehen. Außerdem schienen die Maß-nahmen seiner karaponidischen Pei-niger diesmal noch härter als bei den vorangegangenen Verhören zu sein.

Der Gefesselte konnte nichts sehen, denn durch das Klebeband vor seinen Augen fiel nicht der geringste Licht-schimmer. Er konnte sich nur auf sein Gehör verlassen, denn alle anderen Sinne waren in der jetzigen Lage ziem-lich nutzlos, vom Tastsinn vielleicht einmal abgesehen.

Irgendwo in der Nähe tropfte ein Wasserhahn. Er trommelte sein mono-tones Lied in die Stille. Von draußen drangen keine Geräusche durch die schwere Tür herein. Die Luft war schwül und muffig, was darauf hin-deutete, daß sich auch dieser Raum in den unterirdischen Bereichen der Kerkeranlagen befand. Weit war der Weg von der Zelle hierher auch nicht gewesen.

Der Gefangene zeigte keine Reak-tion. Er wäre auch kaum zu einer sol-chen fähig gewesen, aber er konzen-trierte sich dennoch ganz auf sich und versuchte, seine aufgewühlten Nerven zu beruhigen. Er war sich sehr sicher, daß sie ihn auch jetzt beobachteten, denn ihre ganze Taktik zielte darauf ab, ihn seelisch zu zermürben, um ihn gefügig zu machen.

Er wußte, daß diese Bemühungen in mehrfacher Hinsicht sinnlos waren, aber das Problem bestand nicht darin. Vielmehr hatte er keine reelle Chance, die Wahrheit seinen Peinigern glaub-haft zu machen. Er mußte abwarten, bis sich eine Chance zur Verbesserung seiner mißlichen Lage bot.

Am liebsten hätte er seine Wut aus dem Leib geschrien, aber das wäre un-klug gewesen. Er hätte damit seine Schwäche eingestanden. Abgesehen davon, das Tuch vor dem Mund er-laubte es ihm nicht, sich zu artiku-lieren.

Er war sich auch sicher, daß sich die Gestalt, die die Anweisungen gegeben hatte, noch im Raum befand. Sie be-obachtete ihr Opfer und wartete nur darauf, daß dieses ein Zeichen der Schwäche von sich gab. Der Mann in den stählernen Fesseln hielt seinen Kopf in die Höhe. Damit dokumentierte er seinen ungebroche-nen Willen.

Ein Geräusch erklang. Das waren Schritte, Schritte von Metall auf Stein - ein Roboter, der durch den Raum auf ihn zustapfte. Das erkannte die reglose Gestalt in dem stählernen Stuhl. Sie tat aber so, als würde sie nichts bemerken. Die Schritte kamen näher.

Dann spürte der Mann, wie ihm die Metallhände die Stiefel und die Sok-ken von den Füßen zerzten. Er grübel-te, was das zu bedeuten haben könnte, aber er fand keine Antwort auf diese Frage. Etwas wurde jetzt unter seine bloßen Füße geschoben. Er neigte die Zehen etwas nach unten und berührte das Material. Es war nicht sehr kalt, also handelte es sich wohl kaum um Metall.

Von irgendwoher im Raum erklang eine leise Stimme. Der Gefangene ver-mutete, daß sie dem Feliden gehörte, der zuvor die Anweisungen an die Hel-fer erteilt hatte. Jetzt sprach er leiser, denn sein Zuhörer war nur ein Robo-ter. Die Schritte entfernten sich wie-der von dem Stuhl. Etwas polterte zu Boden, wahrscheinlich die Stiefel. Dann kehrte das Maschinenwesen zu-rück.

Ein anderes Geräusch erklang kurz. Es schien dem Gefangenen so, als ob jemand mit den Fingern schnippte. Dann folgten mehrere undefinierbare Laute. Etwas wurde über den Boden gezogen, etwas anderes erzeugte ein saugendes oder schmatzendes Ge-räusch.

Das Tack-Tack des tropfenden Was-serhahns war plötzlich verschwunden. Wieder entstand der Eindruck, als würde etwas über den steinernen Bo-den gezogen. Kurz darauf erklang ein Plätschern. Der Mann fühlte, wie sei-ne Füße von Wasser umspült wurden. Er versuchte, sich aus dem Gehörten und Erfühlten ein Bild zu machen.

Das sah so aus: Sie hatten ihm die Stiefel und die Socken ausgezogen, seine blanken Füße in eine Plastik-schüssel gesteckt, und nun füllte der Roboter diese mit Wasser. Das Bild war da, aber es ergab keinen rechten Sinn.

Oder doch?

Sie heckten eine Schweinerei aus. Daran zweifelte der an den stählernen Stuhl Gefesselte nicht. Aber noch er-kannte er nicht, was genau geschah. Und wenn ihm das gelingen sollte, so wäre ihm auch nicht geholfen, denn eine Möglichkeit zur Gegenwehr gab es nicht.

Ein oder zwei Minuten verstrichen. Das Wasser reichte nun ein gutes Stück über die Knöchel. Es fühlte sich kühl und damit sogar angenehm an. Die weiteren Geräusche ließen sich riicht identifizieren, aber der Zustrom der Flüssigkeit fand nun ein Ende.

Der Wasserhahn begann wieder zu tropfen.

Dann waren leise Schritte zu hören. Das mußte einer der Karaponiden sein, sagte sich der gefesselte Mann. Und wenn er sich nicht getäuscht hatte, war dies das einzige Lebewesen -außer ihm selbst - hier im Raum. Natürlich war da noch der Roboter. Vielleicht handelte es sich auch um zwei oder drei Maschinen, aber das spielte keine Rolle.

Wieder erklang ein leiser Befehl. Der Translator am Hals des Mannes konnte die Worte nicht aufnehmen und transformieren. Dafür waren sie zu leise gesprochen worden.

Er spürte einen kurzen Luftzug vor seinem Gesicht. Etwas bewegte sich dort. Dann fühlte er die Berührung in der Nähe der Augen. Der Roboter tastete nach dem Band, das die Augen überdeckte. Es gab einen Ruck, als der Streifen von seinem Gesicht gerissen wurde. Schmerzen peinigten den Gefesselten, denn mit dem Entfernen des Klebebandes wurden ihm mehrere Haare aus den Augenbrauen gerissen.

Er preßte unwillkürlich die Augen zusammen, um so die Zeit zu überbrücken, bis diese Schmerzen abgeklungen waren. Unterdessen vernahm er die Schritte des Roboters, der sich langsam von ihm entfernte. Wieder sagte der Karaponide etwas sehr leise. Der Roboter kehrte zurück und entfernte das Tuch von seinem Mund. Der Mann konnte wieder befreit atmen.

Dann öffnete er die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Gleißende Helligkeit überfiel ihn in diesen Sekundenbruchteilen. Er hatte mitten in mehrere starke Scheinwerferlampen gestarrt, deren Licht ihn so sehr geblendet hatte, daß er meinte, erblinden zu müssen.

Mit solchen hinterhältigen Tricks der Peiniger hätte er rechnen müssen. Er wartete eine Weile und drehte dabei seinen Kopf nach rechts, so weit es eben ging. Dann öffnete er behutsam das rechte Auge, denn dieses mußte nun der Lichtquelle abgewandt sein. So war es in der Tat. Vorsichtig hob er das Lid des linken Auges.

Die Helligkeit war unvermindert,

aber die Lichtstrahlen fielen nun nicht direkt in seine Augen. Er konnte auch den Kopf ein wenig nach unten neigen und so dem grellen Schein weiter ausweichen.

Seine Augen waren über zwei Stunden verklebt gewesen. Er mußte sich erst an die Helligkeit in diesem Raum

## Bild 2

gewöhnen. Zwar bezweifelte er, daß man ihm dafür genügend Zeit lassen würde, aber in diesem Punkt wurde er angenehm überrascht. Der zweifellos anwesende Karaponide rührte sich nicht.

Wo der sich befand, konnte der Mann auf dem stählernen Stuhl auch nicht erkennen, denn der große Teil seines Blickfelds wurde von den Scheinwerfern in grelles Licht getaucht. Von der gegenüberliegenden Wand des Raumes und von den Seitenwänden waren nur kleine Ausschnitte zu erkennen, und hier entdeckte er nichts Besonderes außer ein paar dunklen Ecken.

Er blickte nach unten und fand seine Vermutungen bestätigt. Seine Füße ruhten in einer Plastikschiene, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Er entdeckte aber noch etwas. Am Rand der Schiene hing ein kleines Gerät aus gewundenen Metallstäben. Von diesem führte ein schwarzes Kabel hinüber zu dem Gewirr aus Leitungen, die die Scheinwerfer mit elektrischer Energie versorgten.

An krasse technologische Gegensätze bei den Karaponiden hatte sich der Gefangene schon gewöhnt. Hier handelte es sich offensichtlich um einen primitiven Tauchsieder, der ebenso wie ein Relikt aus der Vergangenheit wirkte wie die ganze Kerkeranlage, die in das frühe Mittelalter der terranischen Geschichte gepaßt hätte.

Aber dies hier war nicht die Erde. Hier war Karapon. Man schrieb auch nicht die Zeit des terranischen Mittelalters. Hier auf der Zentralwelt des wachsenden kartanischen Diadochenreichs zählte man die Zeit nach den Herrschaftsjahren des Gründers des

karaponidischen Reiches, des Supremrats Thoy-Dak, und das waren immerhin schon fast dreißig Standardjahre. Der Gefangene wußte recht genau, daß diese jetzige Zeit dem Jahr 491 der eigenen Zeitrechnung in der heimatlichen Milchstraße entsprach, auch wenn diese Angabe hier keinerlei Bedeutung hatte.

»Du hast meine Leute lange genug belogen!« erklang eine harte Stimme. Sie kam aus irgendeiner Ecke hinter den Lichtquellen, in die der Gefangene nicht einsehen konnte. »Jetzt übernehme ich die Vernehmung selbst. Und damit du weißt, mit wem du es zu tun hast, ich bin Daok-Demm.«

Der Name sagte dem Gefesselten einiges. Bereits unmittelbar nach seiner Gefangennahme durch die Karaponiden war ihm Daok-Demm als der angekündigt worden, der ihn mit wirkungsvollen Methoden vernehmen würde.

Noch war dem Gefangenen im Augenblick das wichtiger, was der Roboter tat. Der legte einen Schalter um, und schon Sekunden später zeigten kleine Gasperlen an, daß der Tauchsieder eingeschaltet worden war. Die schnelle Erwärmung des Wassers wurde spürbar.

»Das ist nur der erste Takt!« spottete der Karaponide aus seiner dunklen Ecke. »Im zweiten lasse ich das Wasser gegen Salzsäure austauschen. Das zu deiner Information. Bist du bereit? Wirst du reden?«

Der Mann in dem stählernen Sessel schloß die braunen Augen und preßte die Lippen aufeinander. Sein schlanker, sportlicher Körper regte sich nicht. Einige der silbergrauen Haare klebten auf der verschwitzten braunen Gesichtshaut.

Der Mann schwieg beharrlich. Er verzichtete auf jede mögliche Bewegung oder Andeutung einer Reaktion.

Gerade mit diesem Verhalten bewies er seine kühne Entschlossenheit.

Der Mann in dem stählernen Sessel war Ernst Ellert.

Fhey-Djon starrte ungeduldig durch den kahlen Gewölbengang, als dort hinten, jenseits der letzten Biegung, Geräusche erklangen. Er wußte, was das bedeutete. Jetzt brachten sie den neuen Gefangenen.

Zjumandiok lautete sein Name. Mehr hatte Fhey-Djon aus der Ankündigung nicht erfahren. Auch wußte er nicht, zu welchem Volk der Neue gehörte, aber er vermutete, daß es sich um einen Ingkoom-Hauri handelte. Die meisten Inhaftierten waren Hauri.

Etwas überrascht war der karaponidische Kerkerwächter gewesen, weil der Gefängnisdirektor es ihm überlassen hatte, wo und wie er den Neuen unterbringen wollte. Fhey-Djon hatte daher zwei Möglichkeiten vorgesehen.

Er hatte eine Einzelzelle vorbereitet, die auf einen Hauri zugeschnitten war. Dort konnte er diesen Zjumandiok hineinpacken. Andererseits hatte er aber auch mit dem merkwürdigen Gefangenen, der sich Ernst Ellert nannte, gesprochen. Wenn es diesem genehm war, sollte der Neue zu ihm in die Zelle. Noch war ihm Ellert eine Antwort schuldig. Und ob er diese nach dem laufenden Verhör durch Daok-Demm geben konnte, war eine andere Frage.

Ellert war ein angenehmer Häftling.

Der Terraner - als solcher bezeichnete sich der Gefangene Fhey-Djon gegenüber - randalierte nie und fügte sich in die Gegebenheiten. Fhey-Djon empfand eine unerklärliche Achtung vor dem Fremden. Woher das rührte, vermochte der Karaponide nicht zu sagen, aber er traute diesem Wesen einfach keine Boshaftheiten zu.

Fhey-Djon hatte sich in den letzten Tagen viel mit diesem Gefangenen befaßt - gedanklich natürlich.

Einerseits war Ernst Ellert irgendwie unnahbar, aber auch vertrauenerweckend, andererseits mußte er als Wächter einen gewissen Abstand zu den Gefangenen wahren. Diese Grenze hätte Fhey-Djon zu gern durchstoßen oder einge-rissen.

Der Kerkerwächter verdrängte die-sen Gedanken wieder und konzentrierte sich auf den Neuankömmling. Aus der Distanz konnte er sehen, daß es sich um Roboter handelte, die ihn brachten. Das erleichterte Fhey-Djon die ganze Angelegenheit, denn er empfand immer wieder Schamgefühle, wenn Artgenossen ihn bei seiner ungeliebten Aufgabe sahen.

Er verdrängte die wehmütigen Gedanken an die früheren Zeiten. Einmal würde auch seine Zeit als Kerkerwächter ein Ende finden. Einmal würde er sich für das Unrecht, das ihm widerfahren war, rächen. Und gebührend entschädigen. Das hatte er sich geschworen, und die Erinnerung an diesen heimlichen Eid flammte immer wieder in ihm auf und beflügelte ihn.

»Fhey-Djon!« rief einer der Roboter, als die Gruppe der Maschinenwesen sich seinem Standort näherte.

»Wo steckst du, du Rattenwächter?«

Selbst die Roboter behandelten ihn

wie einen Aussätzigen, dachte der Karaponide angeekelt.

Er verließ den Seitengang, trat einen Schritt vor und betrachtete die Lage. Vier Roboter trugen eine nicht allzu große Kiste. Darin mußte sich der Gefangene befinden. Um einen Hauri konnte es sich nicht handeln. Dafür war das Transportgefäß entschieden zu klein.

Der fünfte Roboter, der der Sprecher der Gruppe war, erblickte ihn.

»Zjumandiok. So heißt der Bursche da drinnen«, stieß er hervor und deutete auf die Kiste. »Er ist ungefährlich, aber sehr wichtig für Daok-Demm. Es handelt sich um einen Waistoky, wenn du wissen

solltest, was das ist. Du solltest ihn sehr pfleglich behandeln, denn der Chef erwartet auch von ihm wichtige Informationen.«

Fhey-Djon gab keine Antwort. Er wußte nicht, was ein Waistokyer war. Und was der Roboter sagte, deutete darauf hin, daß Daok-Demm von die-sem, wie von Ernst Ellert, Informationen erhoffte.

Fhey-Djon deutete stumm auf die offene Zellentür neben dem Kerker, in dem Ernst Ellert untergebracht war. Die Roboter setzten die Kiste am Eingang ab und öffneten den Verschlag. Der Gefangene trat langsam heraus und begab sich in die Zelle.

Der Kerkerwächter verbarg sein Erstaunen, denn ein solches Wesen hatte er noch nicht gesehen. Es war völlig fremdartig, aber es wirkte nicht gefährlich, denn es besaß nicht einmal Arme oder etwas Vergleichbares. Seine Harmlosigkeit hatte ja auch der Führungsroboter bestätigt.

Fhey-Djon schloß die Zellentür, während die Roboter mit der leeren

Kiste wieder abzogen. Der Karaponide starrte durch die Gitteröffnung in der Tür. Das fremde Wesen stand mitten im Raum. Ob es etwas mit seinen Sinnen aufnahm, ließ sich nicht feststellen. Der Kerkerwächter konnte nicht einmal ausmachen, wo die vermuteten Sinnesorgane saßen.

Zjumandiok war etwa einen Meter groß. Er glich keinem Wesen, das Fhey-Djon bekannt war. Sein Körper war pechschwarz und wies nur an wenigen Stellen eine dunkelgraue Schattierung auf. Er hatte die Form einer Glocke von etwa achtzig Zentimetern Höhe und einer Basisbreite von vierzig Zentimetern. Dieser Rumpf war vollkommen glatt und lief unten in kurze Hautlappen und Fransen aus.

Er bewegte sich auf vier kräftigen Stummelbeinen, die in plumpen Hufen endeten und unter dem Glockenrumpf kaum zu erkennen waren. Hauchdünne Ledersandaletten mit einer bronzefarbenen Spange rahmten diese blanken Hufe ein. Andere nicht zum Körper gehörende Dinge, wie Kleidungsstücke oder Ausrüstungsgegenstände, entdeckte der Felide nicht.

Auf der Spitze des Körpers, wo dieser eine kleine Halbkugel bildete, zierte ein Kranz aus einem Dutzend Hautlappen den Waistokyer. Die kleinen Extremitäten liefen spitz zu und endeten in glänzenden Knoten. Diese befanden sich in langsamer, rotierender Bewegung, so daß Fhey-Djon vermutete, daß Zjumandiok damit die Umgebung wahrnahm.

In der Mitte des handtellergroßen Kranzes aus Hautlappen befand sich eine hellere und unregelmäßig geformte Stelle, vermutlich eine verschließbare Öffnung zur Aufnahme der Atemluft und der Nahrung.

Fhey-Djon zog sich vom Gitterfenster zurück, als sich der Waistokyer in einer Ecke der Zelle auf den unteren Kranz seines Körpers sinken ließ und dort reglos verharnte. Der Karaponide hatte den Eindruck, daß der Gefangene ruhen wollte. Für eine Kontaktaufnahme bestand noch Zeit genug.

Fhey-Djon trottete durch das unterirdische Gewölbe zurück zu seiner Kammer dicht neben dem Haupttor. Er geriet wieder ins Grübeln.

Die Bilder der Vergangenheit drängten sich ohne Ankündigung wieder einmal in sein Bewußtsein. Quoas-Dryak, der Kampfgefährte und Freund, der Trimaran, die Abenteuer im Weltraum, all das, bis er sich hatte dazu verleiten lassen, seine Meinung zu gewissen Dingen sehr deutlich zu sagen.

Die Gegenwart vermischte sich mit den Erinnerungen. Fhey-Djon ließ seinen Gedanken freien Lauf.

Ernst Ellert war noch nicht vom verschärften Verhör zurück. Und bis zur Essenszeit für ihn würde noch eine Weile vergehen. Er konnte sich in Ruhe um den neuen Gefangenen kümmern. Und um die Bilder aus der Vergangenheit.

Die anderen Zellen des Traktes waren zur Zeit nicht besetzt. Nebenan sah es anders aus. Dort hatte der Chef mehrere Dutzend Hauri eingelocht, die alle zu angeblichen Geheimdiensten gehörten. Die Kollegen, die dort als Wächter tätig waren, hatten keine ruhige Minute.

Fhey-Djon blieb stehen. Sein Blick glitt an den unansehnlichen Mauerwänden entlang. Achtzehn Zellen reihten sich zu beiden Seiten aneinander, aber nur zwei davon waren besetzt. Es war einsam hier unten.

Und was draußen auf Karapon geschah, erfuhr der Kerkerwächter fast nur aus der öffentlichen Berichterstattung. Die kurzen Zeiten, in denen er selbst nach oben durfte, reichten gerade aus, um ein paar Freunde zu besuchen, die Freunde aus der früheren Zeit bei der Raumflotte.

Wenn er Glück hatte, dann traf er auch einmal mit Quoas-Dryak zusammen.

Der Karaponide dachte mit Wehmut an die Jahre bei der Raumflotte zurück. Er wußte, daß er seine dortige Karriere selbst verscherzt hatte, weil er zu oft an der falschen Stelle das Falsche gesagt hatte. Da war immer ein Drang in ihm gewesen, das zu äußern, was er für richtig befunden hatte - ohne Rücksicht auf die eigene Karriere. Dieses Verhalten hatte ihn befreit, ja, irgendwie hatte es ihn glücklich gemacht. Seine Strafversetzung als Kerkerwächter empfand er als tiefe Ungerechtigkeit und als ein Zeichen des korrupten Systems, in dem er diente. Immerhin - er hatte daraus gelernt, seine Meinung nicht mehr offen

her-auszuschreien. In gewisser Hinsicht hatte er resigniert, aber den Kampf für die Wahrheit hatte er dennoch nicht aufgegeben. Diese Auseinandersetzung ruhte nur.

Er betrat seine Wohnkabine und ordnete die wenigen Papiere auf dem Arbeitspult. Die Bildschirme waren dunkel. Es lagen weder vom Direktor noch vom Geheimdienstchef Daok-Demm Anweisungen vor. Und die ge-

heime Überwachung der Zellen hatte Fhey-Djon gar nicht eingeschaltet.

Für einen Moment spielte er mit der Überlegung, Zjumandiok heimlich zu beobachten. Dann verwarf er den Gedanken wieder. Es erschien ihm unanständig, auch wenn der Waistokyer ein Gefangener und damit ein offizieller Feind des Reiches war. Fhey-Djon be-saß seine eigene Meinung über Kara-pon. Es war nur leider so, daß er diese keinem mehr mitteilen konnte, seit man ihn in diese Kerkerräume verbannt hatte.

»Ich werde meinen Gefangenen im--mer ähnlicher«, sagte er halblaut zu sich selbst. »Ich fühle mich nicht nur eingesperrt. Ich bin es.«

Er dachte an Quoas-Dryak, den wahren Freund, den er schon mehrere Wochen nicht gesehen hatte. Zwischen dessen Gedanken und den eigenen gab es kaum einen nennenswerten Unterschied. Beide hatten sie ihre Zweifel. Quoas-Dryak konnte nur seine Zunge besser beherrschen. Er äußerte sich gegenüber anderen praktisch nie kritisch.

Fhey-Djon trat vor den Spiegel. Seine Hand fuhr über den Kopf an die Stelle, wo das eine Ohr fehlte.

Quoas-Dryak besaß noch beide Ohren. Er war klüger gewesen und hatte seine Kritik für sich behalten. Er, Fhey-Djon, war für immer gekennzeichnet. Er galt als nicht unbedingt linientreu gegenüber dem Supremrat, seinen Dienern und seinen Gesetzen. Das fehlende Ohr signalisierte dies jedem Karaponiden. Der Verlust des linken Ohres schmerzte Fhey-Djon eigentlich nicht. Er legte auf ein äußerlich makellostes Bild wenig Wert. Bedeutend war für

ihn die innere Einstellung. Was ihn schmerzte, war der Verlust der persönlichen Freiheit. Dadurch war er von der Gesellschaft isoliert worden.

»Unbefristete Verwendung als Kerkerwächter!« Dieses Urteil dröhnte noch jetzt in seinem Kopf. Er würde die Stimme des Militärrichters nie in seinem Leben vergessen.

Fhey-Djon spuckte wütend ins Spülbecken. Er konnte hier seinem Zorn freien Lauf lassen, denn ihn zu beobachten lohnte sich nicht. Er war zu unwichtig. Ein bedeutungsloses Schicksal in einem Staatesgebilde, das dank der starken Hand seines Führers ständig im Wachsen begriffen war.

Speichellecker und Intriganten wie Daok-Demm hatten es da leichter. Sie brauchten nur zu gehorchen, zu dienen und rücksichtslos gegenüber allen Feinden des »Großen Karaponidischen Reiches« aufzutreten. Das reichte für eine Karriere. Über die wahren Werte dachten diese Burschen nicht nach. Und ein Leben zählte für sie nur, wenn sie dadurch eine Stufe auf der Erfolgsleiter in die Höhe klettern konnten.

Es klickte, und aus der Rohrpost fiel eine Rolle. Fhey-Djon öffnete sie. Es war die Anweisung für die Ernährung des neuen Gefangenen.

»Sie arbeiten gründlich dort oben.« Der Kerkerwächter knirschte mit den Zähnen. »Sie funktionieren wie die Räder einer Maschine. In Wirklichkeit sind sie schon tot, obwohl sie noch atmen.«

Er dachte nicht darüber nach, wie gerecht oder ungerecht sein Urteil war. Mit seinen überzogenen Ansichten bekämpfte er die innere Mutlosigkeit. Er motivierte sich selbst, auch wenn er keine Lösung für die Änderung seiner Verhältnisse erkennen konnte.

Mit zwei Schritten erreichte er den Speisensautomaten. Er programmierte getreu der Anweisung das ein, was Zjumandiok erhalten sollte. Die Automatik spuckte eine Schüssel mit einem grünen Brei aus. Fhey-Djon wandte sich angewidert ab, aber er legte einen Deckel auf das Gefäß und schickte sich an, die Mahlzeit dem kleinen Schwarzen zu bringen.

Von Ernst Ellert gab es immer noch kein Lebenszeichen. Sie hatten ihn heute früh am Morgen geholt, und jetzt war es später Nachmittag. Fhey-Djon mußte mit allem rechnen. Vielleicht hatten sie den seltsamen Fremden, der einem Hauri ähnelte, an einen anderen Ort geschafft.

Oder sie hatten ihn unter der Folter umgebracht.

Er nahm die Schüssel und machte sich auf den Weg zu Zjumandiok. Die Erinnerungen an die Vergangenheit begleiteten ihn wie die Schatten an den Kerkerwänden.

2.

Irgendwo hinter den Scheinwerfern ertönte ein kaum vernehmbares Klicken. Ernst Ellert konnte erkennen, daß keine Gasperlen mehr in der Schüssel mit Wasser aufstiegen. Der Tauchsieder war

abgeschaltet worden. Die Füße schmerzten bereits beträchtlich. Dennoch war es ihm in den vergangenen Minuten gelungen, jede Reaktion zu unterdrücken.

»Bist du jetzt bereit, die Wahrheit zu sagen?« erklang die harte Stimme Daok-Demms wieder. Sie schien diesmal aber aus einer anderen Richtung zu kommen. Offenbar wollte ihn der Karaponide irritieren. »Oder soll ich deine Füße weiter sieden? Du weißt, mit wem du es zu tun hast. Ich bin der karaponidische Geheimdienstchef Daok-Demm.«

»Ich habe nie gesagt«, entgegnete Ellert und bemühte sich um Gelassenheit, »daß ich nicht reden will. Ich habe in den vergangenen Tagen bei den Verhören immer gesprochen. Ich habe auch nie von Lügen Gebrauch gemacht. Dazu bestand aus meiner Sicht keine Veranlassung. Deine primitiven Foltermethoden sind daher nicht nur lächerlich. Sie sind auch vollkommen fehl am Platz.« Ein heftiges Schnaufen war die erste Reaktion des Karaponiden.

»Ich werde dir gleich zeigen«, knirschte er, »was hier lächerlich ist. Warte nur, bis dir die Haut in Fetzen von den geschmorten Füßen fällt!«

»Deine plumpe Drohung schreckt mich nicht.« Der Terraner legte eine Portion Spott in seine Worte. Er wollte den Unsichtbaren provozieren und damit aus der Reserve locken. »Wir beide wissen, wie wertvoll ich für dich bin. Du kannst es dir gar nicht leisten, mir bleibenden Schaden zuzufügen. Und abgesehen davon, wenn du einen Teil meines Körpers zerstören würdest - oder gar den ganzen -, auch das wäre für mich von untergeordneter Bedeutung. Ich habe die meiste Zeit meines Lebens ohne richtigen Körper verbracht.«

»Verkünde nur weiter deine Lügen!« spottete Daok-Demm.

»Und wenn du diesen Körper zer-

**PERRYRHODAN**

störst, dann bringst du mich noch lange nicht um.« Ernst Ellert geriet auch jetzt nicht aus der Fassung.

»Mir ist es egal, wie du das siehst, Karaponide. Was du tust, übt jedenfalls keinen Druck auf mich aus. Wenn du etwas von einem vernünftigen Gespräch halten solltest, ohne antiquierte Foltermethoden und ähnlichen Unsinn, dann bin ich dazu bereit. Und du kannst sicher sein, daß du eine Menge interessanter Dinge von mir erfahren könntest, vorausgesetzt, du verhältst dich vernünftig.«

Daok-Demm schwieg. Er zeigte keine Reaktion, und er blieb auch irgendwo hinter den grellen Lampen verborgen. Dann schaltete er das Heizgerät wieder ein, aber schon nach wenigen Sekunden wieder aus. Ernst Ellert wertete dieses Verhalten als beginnende Unsicherheit. Daß es so einfach werden würde, diesen offensichtlich wichtigen Karaponiden zu irritieren, hätte er nicht gedacht. Da mußten noch andere Gründe eine Rolle spielen, denn der Chef des karaponidischen Geheimdiensts würde sich sonst nicht so schnell überrumpeln lassen.

Undefinierbare Geräusche von geringer Lautstärke wurden jenseits der Lampen hörbar. Der Felide schien irgend etwas zu tun, aber es war Ellert unmöglich, dies zu erkennen. Es hörte sich an, als ob er mit Schaltern und Tasten hantierte und dann einen Papierstreifen zerknüllte.

»Du hast eine lange Rede gehalten«, ertönte schließlich wieder die Stimme Daok-Demms. »Wie machst du das, daß du deine Lügen so ausgezeichnet verbergen kannst? Wir wissen, daß du ein Verbündeter oder ein Spion der

Ingkoom-Hauri bist. Es nützt dir nichts, wenn du das abstreitest\*

»Du bist so borniert wie deine Helfer«, erklärte der Terraner. »Ich habe denen in den vergangenen Tagen mehrfach gesagt, daß ich ein Gefangener der Hauri war. Eure Truppen haben den Stützpunkt der Hauri angegriffen und mich verschleppt. Daß ihr mich für euren Feind haltet, stellt die Tatsachen völlig auf den Kopf. Es beweist eure Dummheit.\*

»Hüte deine Zunge!« zischte Daok-Demm.

Der Gefangene vernahm hastige Schritte, als wolle sich der Felide auf ihn stürzen. Das wirkliche Geschehen blieb ihm auch jetzt verborgen, denn die Scheinwerfer blendeten ihn zu sehr. Sicher war jedoch, daß sich der Karaponide bewegte oder zumindest bewegen wollte.

Etwas polterte zu Boden. Dann kippte einer der Scheinwerfer um, und Daok-Demm stieß einen wilden Fluch aus. Wieder fiel etwas herunter. Der Knall einer kleinen Explosion folgte.

Ein elektrischer Kurzschluß!

Die hellen Scheinwerfer erloschen schlagartig. Nur eine kümmerliche Lampe erstrahlte noch an der Decke und erzeugte eine erträgliche Helligkeit. Daok-Demm schien das Mißgeschick selbst verursacht zu haben.

Ernst Ellert konnte den Karaponiden jetzt erkennen. Die Füße des Uniformierten hatten sich zwischen

meh-reren Kabeln verheddert. Zwei Gestel-le mit Scheinwerfern waren umge-stürzt. Daok-Demm selbst stand neben ei-nem Pult, von dem mehrere dünne Kabel in Richtung Ellerts verliefen.

### Drei gegen Karapon

19

. Die Anzeigen auf dem Pult weckten  
. bei dem Terraner sofort eine Erinne-rung. Die Kabel, die zu seinem Sessel liefen, untermauerten diese Er-kenntnis.

Es gab keinen Zweifel. Der Geheim-dienstchef arbeitete mit einem Lügen-detektor. Die Sensoren des Geräts mußten ein Bestandteil des stählernen Sessels sein. Wahrscheinlich waren sie in den Metallmanschetten enthalten, die den Terraner an den Stuhl fes-selten.

Ernst Ellert erkannte, was den Feli-den so irritiert hatte. Daok-Demm hat-te bestimmt erwartet, daß sein Gerät anzeigte, daß der Gefangene log. Das war aus einem ganz einfachen Grund nicht der Fall gewesen, denn Ellert hatte zwar etwas dick aufgetragen, sich aber eigentlich an die ganze Wahrheit gehalten. Der Lügendetek-tor hatte folglich nicht reagiert.

Ob er bei einer tatsächlichen Un-wahrheit etwas angezeigt hätte, war ei-ne ganz andere Frage. Der Terraner konnte sich das kaum vorstellen, denn sein derzeitiger Körper aus der Station der Barkoniden beherbergte zwar sein Ego, sein Bewußtsein, er war aber dennoch nicht Bestandteil seines ei-gentlichen physischen Ichs. Das existierte schon eine Ewigkeit nicht mehr. Wie war die wirkliche Bezie-" hung zwischen diesem Körper und seinem Bewußtsein?

Egal, sagte sich Ernst Ellert. Es gab keine Antwort auf diese Frage. Der Lügendetektor des karaponidischen Geheimdienstchefs hatte ihm gehol-fen. Das zählte im Augenblick. Es war jedenfalls klüger, auch weiterhin bei der Wahrheit zu bleiben, denn wie das Gerät und sein Körper bei Lügen rea-gieren würden, ließ sich nicht mit Si-cherheit vorhersagen.

Die Karaponiden hatten ihm nach der Gefangennahme praktisch alles abgenommen. Insbesondere mußte er auf die technischen Einrichtungen sei-nes SERUNS verzichten, denn diesen hatte er gegen eine Gefängenenmon-tur aus grobem Sackleinen austau-schen müssen. Auch das Fragment der Amimotuo hatte er hergeben müs-sen. Er hatte keine Ahnung, was dar-aus geworden war.

Lediglich den Translator des SE-RUNS hatte man ihm beim ersten Verhör zur Verfügung gestellt und da-nach auch belassen.

Die ersten zwei Wochen auf Kara-pon waren eintönig verlaufen. Neben den kurzen Aufenthalten und Erho-lungspausen in der Zelle des mittelal-terlichen, unterirdischen Kerkers hat-te die Zeit fast ausschließlich aus Ver-hören bestanden. Bei diesen hatte sich das Thema aus der Sicht der Feliden nur um einen Punkt gedreht.

Man hielt ihn für einen Verbündeten der Hauri, und noch dazu für einen eminent bedeutsamen, und man woll-te von ihm neben einem umfassenden Geständnis Informationen über die Pläne der Ingkoom-Hauri. Der Grund dafür war klar. Die Karaponiden und die Hauri bekämpften sich mit aller Macht.

Seinen Beteuerungen, ein Ge-fangener der Hauri gewesen zu sein, hatte niemand Glauben geschenkt. Vielleicht war jetzt der Geheimdienst-chef selbst in Zweifel geraten. Es war gut, sagte sich Ernst Ellert, wenn er diesen Verdacht schürte und weitere Brücken der Verständigung schlug.

»Ich möchte dir ein Angebot ma-

20

### PEKKYBHODAN

chen«, wandte er sich an Daok-Demm, der noch immer neben dem Pult stand und die Kabel von seinen Füßen schüttelte. »Deine Wahrheitsmaschine - t)der wie du das Gerät nennst - wird dir beweisen, daß ich es ehrlich meine. Nimm einmal an, ich sei tatsächlich ein Gefangener der Ingkoom-Hauri gewesen. Dann weiß ich doch auch über sie Bescheid. Ich will dich gern an diesem Wissen partizipieren lassen, aber ich verlange als Gegenleistung ei-ne anständige Behandlung.«

Über der Tür flammte in diesem Mo-ment ein rotes Licht auf. Aus einem Lautsprecher plärrte eine kratzende Stimme nach Daok-Demm und teilte diesem mit, daß der Supremrat Thoy-Dak ihn zu Sprechen wünschte.

»Verdammt! Gerade jetzt!« schimpf-te der Geheimdienstchef. »Sag mir, was du über die Pläne der Ingkoom-Hauri weißt, Ernst Ellert.«

Der Terraner erkannte die Gunst des Augenblicks, um sich noch inter-essanter zu machen.

»Ich weiß gar nichts«, antwortete er. »Das Wissen, das ich dir anbieten könnte, befindet sich in der



Amimo-tuo. Das ist der zerbrochene Kristall, der sich in meinem Besitz befand.«

Die Stimme aus dem Lautsprecher schrie wieder ungeduldig nach Daok-Demm. Der Karaponide wurde unruhig.

»Wir sprechen uns noch!« erklärte er hart und ballte eine Faust.

Dann rief er nach den Robotern und dem Hilfspersonal und gab diesen den Auftrag, Ernst Ellert wieder in seine Zelle zu schaffen.

Die Lage des ehemaligen Teletem-porariers war alles andere als zufriedenstellend. Die augenblickliche Gefangenschaft stellte eigentlich noch das kleinere Übel dar. Viel schwerwiegender war, daß er seinem eigentlichen Ziel in den vergangenen drei-undvierzig Jahren kaum einen Schritt näher gekommen war. Dieses Ziel hieß Gesil!

Er war weit davon entfernt.

Millionen oder Milliarden von Licht-jahren-wahrscheinlich. Und dreiund-vierzig Jahre, die vergangen waren, seit ihm Kytoma bei den Zeittafeln von Amringhar mitgeteilt hatte, was er und Testare zu tun hatten. Es war ein Auftrag gewesen. Aber auch eine Bitte. Bis heute hatte er diese Mission nicht zu einem Ende führen können.

Etwas Flehendes hatte aus den Worten der Querionin geklungen. Die Suche nach Gesil, nach Perry Rhodans Frau, hatte eine große Bedeutung, daran gab es keinen Zweifel. Es ging durchaus nicht nur um die Frau des Freundes. Es ging um mehr, auch wenn Kytoma das nur indirekt hatte erkennen lassen. Bis jetzt hatte die Suche noch kein Ende. Mehr noch, aus Ellerts Sicht besaß sie nicht einmal einen konkreten Beginn.

Er befand sich auf dieser Spur zu Gesil, so dünn und fragwürdig sie auch sein mochte.. Und Testare, der Cappin, auch. Gefunden hatten sie noch nichts. Im Gegenteil, sie hatten sich untereinander praktisch verloren.

Der Terraner hockte wieder in seiner Zelle. Diese bestand aus einer Fläche von sieben mal sieben Metern, und sie war damit ungewöhnlich groß. Alles andere war jedoch primitiv und

Drei gegen Karapon

21

wahrlich mittelalterlich. An einer Wand befanden sich ein Klappbett mit drei alten Decken, ein alter Holztisch mit einem Schemel und ein leeres Regal. Ellert hatte keinen persönlichen Besitz mehr. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es zwei Türen. Die eine war verschlossen, die andere führte zu einer primitiven Hygienekammer mit kaltem Wasser. Seitlich davon befand sich ein winziges Fenster dicht unter der Decke, durch das bei Tag mattes Licht hereinfiel. Nachts sorgte eine kleine Lampe über der Tür für ein schwaches Licht.

Ernst Ellert hockte auf dem Schemel und rieb sich die schmerzenden Handgelenke. Seine Gedanken bewegten sich in die Vergangenheit zurück. Mit den aktuellen Problemen der Karaponiden würde er sich zwangsläufig schon sehr bald wieder befassen müssen. Diese Burschen ließen ihm keine Ruhe. Er war nach der Begegnung mit Kytoma ins Solssystem zurückgekehrt und hatte dort NATHAN die Amimo-tuo zur Auswertung vorgelegt. Der lunare Superrechner hatte die Konsequenzen aus den Informationen gezogen und den Vario-500 zur BASIS geschickt, um deren Dezentralisierung zu veranlassen. Dadurch würde das Gigantschiff aller Wahrscheinlichkeit nach für die Zukunft gerettet und erhalten werden können.

Ernst Ellert aber hatte sich auf die Suche nach Gesil gemacht. Zu den Stationen, die er dabei durchlaufen hatte, gehörte die Mächtigkeitsballung ESTARTU ebenso wie Spoodie-Schlacke mit Gesils Point oder der Dom Kesdschan in der Galaxis Nor-

gan-Tur. Er hatte dann die erfolglose Suche unterbrechen müssen, um sich um die weitere Entwicklung der Menschheit zu kümmern, die mitsamt der Mächtigkeitsballung von ES in Schwierigkeiten geraten war. Bei den Hilfsmaßnahmen, zu denen die Mobilisierung der NARGA SANT gehört hatte, war die Amimoto Ende August 488 in zwei Teile zerbrochen. Nur das kleinere Fragment war in Ellerts Besitz geblieben. Und auch dieses hatte er nun an die Karaponiden verloren.

Zuvor war er einem Hinweis gefolgt, den Testare hinterlassen hatte. Da-durch war er nach Hangay gelangt, wo er zunächst in die Gewalt der Ing-koom-Hauri geraten war und nun in die der Karaponiden. Nach seiner Gefangennahme hatte er erfahren, daß er nach Karapon, der Hauptwelt dieses Diadochenreichs, gebracht worden war. Seit zwei Wochen weilte er hier in diesem altertümlichen Gefängnis. Außer ein paar Gespräche mit dem Kerkerwächter Fhey-Djon und den einseitigen Verhören hatte er keine Kontakte gehabt.

Er war nach der Befreiung aus der Hand der Hauri lediglich vom Regen in die Traufe geraten, denn die

Feliden behandelten ihn eher noch rüder. Im-merhin - sie waren an ihm sehr inter-essiert. Woran das wirklich lag, hatte Ellert noch nicht ergründen können. Eigentlich gab es keinen Grund, sich um einen einzelnen Gefangenen so viele Gedanken zu machen, wie es die Karaponiden taten. Und daß sich jetzt ihr Geheimdienstchef persönlich um ihn bemühte, machte die ganze Sache noch merkwürdiger.

Von Fhey-Djon hatte der Terraner

erfahren, daß die Gefangenen auch ge-foltert wurden. Und was er heute er-lebt hatte, unterstrich dies, wenn-gleich die Methode mit dem Tauchsie-der und dem Lügendetektor sehr anti-quiet gewirkt hatte. Die Widersprüchlichkeiten in den technischen Belangen schienen ein Ausdruck des noch recht jungen Rei-ches der Karaponiden zu sein. Einer-seits gab es kampfstarke Raumschiffe, andererseits einfache Kerkerwächter ohne Hilfe von Robotern. Auffällig war auch, daß Ellert keine Absiche-rungssysteme in der Gefängnisanlage hatte entdecken können, von ein paar primitiven Lauschgeräten einmal ab-gesehen. Dabei hätten syntronische Kontrolleinrichtungen durchaus dem Niveau der Raumflotte entsprochen. Diese Widersprüchlichkeiten zeigten sich an vielen Stellen. Neben einem hochmodernen Speisenautomaten existierte eine museumsreife Rohr-postanlage in der Zentralkabine Fhey-Djons.

Der Kerkerwächter machte einen merkwürdigen Eindruck auf Ellert. Der Terraner hatte bei dem einohrigen Feliden manchmal das Gefühl, als würde ihm dieser etwas mitteilen wol-len, dann aber doch zögerte. Etwas stimmte mit dem Burschen jedenfalls nicht. Aber Ellert ließ sich Zeit, das herauszufinden. Wichtiger war, daß er vernünftigen Kontakt zu höhergestell-ten Persönlichkeiten bekam. Dieser Daok-Demm gehörte zweifellos zu den interessanten Personen. Und die Weichen zu ihm hatte er heute viel-leicht stellen können.

Es rumpelte an der Tür, als Fhey-Djon den Schlüssel im Schloß drehte. Zu Ellerts Erstaunen schob der Ker-kerwächter diesmal die Mahlzeit nicht durch die kleine Klappe dicht über dem Boden. Er öffnete die ganze Tür und trat ein.

»Dein Essen«, sagte er und reichte dem Gefangenen die Schüssel. Jede Vorsichtsmaßnahme schien vergessen zu sein.

Ellert erhob sich und machte ein paar Schritte auf den Feliden zu. Mit ein paar Dankesworten nahm er die Schale an. Dann starrte er ruhig in die Augen des Wächters.

»Dich bedrückt etwas«, stellte der Terraner fest.

»Vielleicht.« Fhey-Djon hielt dem durchbohenden Blick des Gefange-nen stand. »Ich möchte dir sagen, daß ich ganz froh bin, daß sie dich nicht härter gefoltert haben. Der Gefangene, der vor dir in dieser Zelle saß, starb auf dem Streckbett.«

»Ich versuche, auf mich aufzupas-sen«, erklärte Ellert behutsam. Er spürte, daß Fhey-Djon noch nicht das gesagt hatte, was ihn wirklich beweg-te. »Außerdem habe ich Daok-Demm erklärt, daß ich mich gar nicht weige-re, die Wahrheit zu sagen. Er glaubt mir das nur nicht.«

»Daok-Demm?« Der Haß brach ganz deutlich in Fhey-Djon hervor. Er . konnte seine Gefühle nicht verbergen. »Der Geheimdienstchef?«

»Genau«, sagte Ellert. »Ich hatte das Vergnügen, heute von ihm verhört zu werden. Die Geschichte wurde unter-brochen, weil ein gewisser Supremrat namens Thoy-Dak nach ihm ver-langte.«

»Thoy-Dak, Daok-Demm!« Der Ker-kerwächter spie auf den Boden und zeigte damit ganz deutlich, was er von

diesen beiden wichtigen Persönlich-keiten hielt. »Es ist sinnlos.«

»Was ist sinnlos?« Der Terraner stellte die Schüssel mit dem Essen auf dem Holztisch ab und nahm wieder auf dem Hocker Platz. »Vielleicht soll-ten wir uns einmal in Ruhe unter-halten?«

Fhey-Djon zögerte. Er bewegte un-ruhig seine Hände und verriet so die Unsicherheit, die ihn befallen hatte. Mehrmals holte er Luft, aber die Ge-danken, die ihn leiteten, konnte er nicht in Worte formen.

»Was ist?« fragte Ernst Ellert. »Ich habe erkannt, daß du mit mir spre-chen möchtest. Warum tust du es nicht?«

»Ich gehe ein großes Risiko ein, wenn ich offen mit dir spreche«, stieß Fhey-Djon schließlich hervor.

»Woher will ich wissen, daß ich dir vertrauen kann, Ernst Ellert?«

»Du kannst es nicht wissen«, gab El-ert ganz freimütig zu. »Ich habe nichts, womit ich dir meine Aufrich-tigkeit beweisen kann. Und du hast nichts, was mir deine lauterer Absich-ten erklären könnte. Wenn du mir aus freien Stücken vertrauen willst, dann tu es. Wenn du es nicht kannst, dann laß es sein.«

»Beantworte mir eine Frage«, dräng-te der Karaponide. »Wer bist du? Und warum bist du hier? Was willst du?«

»Das sind schon drei Fragen, und alle drei werde ich dir beantworten, obwohl dir das wenig nützt. Ich bin

der Terraner Ernst Ellert. Ich befinde mich auf der Suche nach einer bestimmten Person, die mit den Karaponiden absolut nichts zu tun hat. Ich bin hier, weil ich zuerst in die Gefangenschaft der Ingkoom-Hauri und da-nach in die deiner Leute geraten war.«

»Meine Leute!« Fhey-Djon entgegnete zunächst nichts weiter. Er druckste herum, und als er dann sprach, ging er auf das Gehörte gar nicht ein.

»Es ist heute ein neuer Gefangener bei mir eingeliefert worden«, sagte er. »Wenn du möchtest, könnt ihr euch die Zellen teilen. Er befindet sich nebenan. Ich öffne diese Tür«, er deutete auf den verschlossenen Zugang neben der Hygienekammer, »und ihr könnt miteinander sprechen. Wäre das in deinem Sinn?« Ellert tat, als ob er länger nachdenken würde. In Wirklichkeit hatte er sich sofort ein Urteil gebildet. Er hob seine Stiefel hoch, die auf dem Boden lagen und ganz offensichtlich vor ihm hier eingetroffen waren. Nach einer kurzen Begutachtung streifte er sie über die noch schmerzenden Füße.

In seiner Zelle befand sich an der Lampe über der Haupttür eine kleine Mithörvorrichtung. Und wie er in der Kabine Fhey-Djons gesehen hatte, endete die Leitung dort. Das war ein Punkt seiner Überlegungen. Gegen etwas Gesellschaft hatte er grundsätzlich keine Einwände. Sie konnte ihm nur dienlich sein, mehr über die hiesigen Verhältnisse in Erfahrung zu bringen, denn noch war sein Wissensstand über Karapon äußerst dürftig. Andererseits konnte er Fhey-Djon nicht unbedingt vertrauen, obwohl er annahm, daß der Kerkerwächter es ehrlich meinte. Da er aber nichts zu verbergen hatte, ging er kein Risiko ein, wenn er mit einem Fremden hier Gespräche führen würde,

Es sah jedenfalls so aus, als ob Fhey-Djon erst einmal hören wollte, was der neue Gefangene und er zu besprechen hatten. Sollte er es ruhig hören! Ein Nachteil konnte daraus wohl kaum erwachsen.

»Ich würde den Kontakt mit einem Mitgefangenen sehr begrüßen«, antwortete er daher schließlich. »Wie heißt er?«

»Zjumandiok. Er ist ein Waistoky.«

Fhey-Djon zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Tür. Dann winkte er Ellert kurz zu und verließ hastig die Zelle. Der andere Gefangene zeigte sich noch nicht.

Ernst Ellert zog die Schüssel mit dem Essen heran, griff nach dem Löffel, der auf dem Tisch lag, und begann sein Mahl. Die offene Tür ließ er dabei nicht aus den Augen.

3.

Das Kennenlernen der beiden so unterschiedlichen Gefangenen verlief in etwas merkwürdiger Form. Ellert hatte einen Moment den Blick von der Zwischentür gewandt, und als er wieder in die Öffnung blickte, stand dort das kleine Wesen mit seiner pech-schwarzen Haut.

»Hallo!« sagte der Terraner spontan, denn er war überrascht. Und sein Translator übersetzte die Worte automatisch ins Kartanische, die vorherrschende Sprache der Galaxis Hangay.

Der schwierige Name des Glockenwesens wollte Ellert im Moment nicht einfallen. Daher wartete er ab, wie der kleine Bursche reagierte.

»Hallo!« erwiderte der Waistoky. Er blieb völlig reglos stehen. Der Terraner konnte nur ahnen, daß die Stimme irgendwo aus der Spitze des Körpers drang. Das dunkelhäutige Wesen wirkte beim ersten Anblick stumpf und leblos, fast wie ein Roboter.

»Kannst du mich verstehen, Poker-face?« Der Terraner wählte instinktiv diesen Namen, weil er sich nicht daran erinnern konnte, wie der Mitgefangene von Fhey-Djon genannt worden war und vor allem, weil dieses Wesen überhaupt keine Mimik besaß, die etwas verriet.

»Ich verstehe dich«, erklang es monoton. Auch die Stimme paßte zu diesem ausdruckslosen Bild des Waistokys. »Aber mein Name ist Zjuman-diok. Wie heißt du, Zweibeiner?«

Ellert nannte seinen Namen und sagte dann: »Ich werde dich Poker-face nennen, denn Zjumandiok ist für mich ziemlich unaussprechlich. Ich bin ein Terraner. Ich stamme nicht aus der Galaxis Hangay. Du bist ein Waistoky, aber sonst weiß ich nichts über dich. Ich habe auch noch nie etwas von deinem Volk gehört. Warum bist du ein Feind der Karaponiden?«

»Ich bin kein Feind der Karaponiden.« Zjumandiok tippelte auf seinen kaum erkennbaren Füßen näher heran. »Ich stamme vom Planeten Wai-stoky, der im Herrschaftsbereich der Karaponiden liegt. Sie haben mich erfführt, weil ich der berühmteste Wahrsager meines Volkes bin. Ich nehme an, daß mich der Supremrat Thoy-Dak in seine Dienste nehmen will. Ich könnte ihm viel über die Zukunft sagen und ihm helfen.«

»Oje!« machte Ellert. »So einer wie du hat mir gerade noch gefehlt!«

»Du zweifelst an meinen Fähigkeiten?« Zum erstenmal variierte der Schwarze seine monotone Stimme.

Trotz und Empörung schwangen mit. »Das ist bedauerlich, nein, es ist eine Beleidigung.«

»Ehrlich gesagt, ich halte nichts von Wahrsagerei. Ich habe da meine ganz persönlichen Erfahrungen.« Ernst Ellert vermutete, daß sich »Pokerface« Zjemandiok bei ihm mit seinen angeblichen Fähigkeiten einschmeicheln wollte, weil er vermutete, daß es sich bei dem Mitgefangenen um einen Verbündeten des Suprem-rats handelte.

»Ich kann dir natürlich beweisen«, antwortete der Waistokyer, »daß ich zu den fähigsten Wahrsagern meines Volkes gehöre. Mein Ruf hat den Su-premrat erreicht, sonst hätten mich die Karaponiden ja nicht hierher ein-geladen.«

»Eingeladen.« Ellert lachte ironisch. »Das ist das richtige Wort für den Be-such in diesem Kerker. Selbst mit dei-nem Pokerface wirst du diese Feliden nicht täuschen können. Sie mögen sich noch so sehr nach irgendwelchen Voraussagen sehnen, die Zukunft ist etwas, das gestaltet wird. Niemand weiß besser als ich, daß man mögliche Versionen der Zukunft nicht nur be-rechnen, sondern auch erspüren kann. Aber das hat mit Wahrsagerei nichts zu tun.«

»Ich sehe deine Zukunft.« Wieder erklang eine neue Modulation in den Worten des Glockenwesens. Das hörte sich wie gespielter Triumph an. »Wenn du dich allerdings weiterhin so gegen mich stellst, werde ich schwei-gen. Dann wirst du unwissend bleiben.«

Der Terraner empfand Mitleid mit dem kleinen Burschen. Er konnte ihn sogar irgendwie verstehen, auch wenn

er die näheren Umstände seiner Ent-führung nicht kannte. Jedenfalls stand für Ellert fest, daß mit Poker-face kaum ein sachliches Gespräch zu führen sein würde.

»Dann erzähle mir von meiner Zu-kunft, weiser Wahrsager«, sagte er.

»Deine Einsicht ist ein weiterer Be-weis für deine Großmut.« Pokerface sprach jetzt so schnell und eindring-lich, daß Ellert das Gefühl hatte, ihn mit seiner Aufforderung erst richtig aktiviert zu haben.

»Diese Großmut habe ich längst ebenso erkannt wie deinen Weitblick. Du siehst dich und deine Zukunft, aber du erkennst sie noch nicht. Meine bescheidene Hilfe naht. Ich werde dir helfen, die Er-kenntnisse zu deuten, denn ich be-herrsche die Künste der Deutung. Ich kann in den Sternen lesen, die dein Schicksal beeinflussen. Sogar aus der Form der Nahrung oder der Flüssig-keit in der Schale vor dir kann ich die Zeichen deines Werdens ersehen. Und wenn das alles nicht reichen sollte, so werde ich die Geister befragen, die in deiner Nähe sind. Wenn dann immer noch Fragen oder Zweifel bestehen sollten, so habe ich in der Palette der Takte in die persönliche Zukunft noch mehr zu bieten. Wirf Steine oder Stöckchen, und aus dem Bild, zu dem sie fallen, werde ich dir die Zukunft deuten.«

»Bis jetzt«, sagte Ernst Ellert, »höre ich nur allgemeines Geschwafel. Was hältst du von konkreten Aussagen?«

»Du hast dich erwartungsgemäß über meine Einleitung entrüstet.« Aus dem Hautlappenkranz an der Obersei-te erklang ein unwilliges Schnaufen. »Das ist verständlich, aber bedauer-lich, denn überflüssig. Ich habe das

vorhergesehen, aber meinen eigenen Kräften nicht ganz geglaubt.«

»Du redest weiter in allgemeinen Platteheiten.« Ellert kratzte mit dem Löffel die Reste im Eßnapf zusam-

men. »Dabei wolltest du mir doch et-was über meine Zukunft vorhersagen. Oder habe ich mich da verhört?«

»Deine Zukunft!« Zjemandiok wechselte wieder den Tonfall. Die Mo-notonie schien nur eine Masche bei ihm gewesen zu sein, denn jetzt triller-te er melodios vor sich hin. »Ich prä-sentiere sie dir, Freund Ernst Ellert.«

Der Terraner rülpste, um seinen Un-willen zu bekunden, denn er erwartete keine sachlichen Informationen. Fast bedauerte er, daß er diesem Kontakt zugestimmt hatte.

»Du stehst vor sehr bedeutsamen Entscheidungen.« Pokerface redete nun wie ein Dorfbürgermeister, der genau wußte, daß er die nächste Wahl nicht überstehen würde. »Deine Su-che gelangt in die entscheidenden Phasen. Ja, Ernst Ellert, du suchst. Du bist der ewige Sucher, der eine ganz wichtige Person, die dir und deinen Freunden sehr nahesteht, finden will. Nein, du mußt sie finden, denn das allein zählt. Deine Zukunft ist von die-sem Ziel bestimmt. Du weißt bereits, wie du es erreichen wirst, aber noch weigert sich dein Verstand, diese Er-kenntnis in Worte zu fassen.«

Ernst Ellert blickte kurz auf. Er war durchaus etwas verblüfft ob dieser Prophezeiungen, die sicher einen Kern Wahrheit enthielten. Aber er sor-tierte seine Gedanken sehr schnell und schwieg.

»Deine Heimat ist unendlich fern«, fuhr der Waistokyer fort. »Die Person, die du suchst, auch. Eigentlich hast du

gar keine echte Spur zu ihr. Oder ist da ein Weg, den du noch nicht erkannt hast? Ja, so ist es! Ich sehe

es genau! Du brauchst nur noch einen Gedan-kenschritt zu tun, und du wirst dein Ziel sehen. Es ist näher, als du glaubst.«

Ernst Ellert legte den Löffel auf den Tisch.

»Ich sehe«, fuhr das kleine schwarze Wesen fort, »daß auch in der Zukunft die Person, nach der du so sehr suchst, nichts mit den Karaponiden zu tun ha-ben wird. Ich sehe, daß du auch nicht wieder in die Gefangenschaft der Ing-koom-Hauri geraten wirst, und ich se-he, daß die, in deren Gewalt du bist, noch einen langen Weg gehen müssen, um...«

»Halt, Pokerface!« Ernst Ellert hatte jetzt genug von diesen Wahrsagereien. Die Worte klangen alle sehr überzeu-gend, aber eigentlich doch leer. Sie enthielten auch eine ganze Menge an Fakten, die der Waistokyer gar nicht kennen konnte. Oder doch?

Ellert senkte die Lautstärke seiner Stimme auf ein Minimum. Ein norma-ler Mensch hätte ihn nun in etwa zwei Metern Entfernung - und so weit war der kleine Bursche von ihm entfernt -kaum noch verstanden.

»Jetzt möchte ich dir etwas sagen, Pokerface!«

»Ja? Was denn?« fragte Zjuman-diok.

»Ich stelle fest«, erklärte der Terra-ner, »daß du über gute Hörsinne ver-fügst. Man könnte sagen, daß du buch-stäblich durch die Wände hörst. Aus dem, was ich vorhin zu Fhey-Djon ge-sagt habe, hast du dir deine wahrsage-rischen Aussagen hergeleitet, sofern diese nicht allgemeines Geschmeichel waren. Mich kannst du nicht bluffen!«

»Du irrst dich!« begehrte Pokerface auf. »Ich sehe deine Zukunft.«

»Du hast Angst. Du suchst Hilfe. Und du denkst, daß du diese mit dei-nen Betrügereien erzielen kannst. Bei mir, mein kleiner Freund, bist du da-mit absolut an der falschen Adresse.«

»Du irrst dich!« wiederholte der Waistokyer, und Panik schwang in sei-ner Stimme deutlich mit.

»Nein.« Ernst Ellert blieb hart. »Ich erinnere mich genau an meine Worte an Fhey-Djon. Und zu dieser Zeit hast du bereits nebenan an der Zwischen-mauer gelauscht, weil du auf deinen Vorteil bedacht warst und noch im-mer bist. Ich habe Fhey-Djon gesagt, daß ich auf der Suche nach einer wich-tigen Person bin. Ich habe ihm auch gesagt, daß diese nichts mit den Kara-poniden zu tun hat und daß ich nicht aus dieser Galaxis stamme.«

Ernst Ellert war auf die weitere Re-aktion Zjumandioks gespannt, aber dazu kam es gar nicht. Die Zellentür flog mit einem Ruck auf. Der einohri-ge Kerkerwächter Fhey-Djon stand da, und er wirkte etwas verstört.

»Verschwinde in deine Zelle!« fauchte er den Waistokyer an und deu-tete dabei auf die Zwischentür. »So-fort! Sonst mache ich dir Beine!«

Das schwarze Glockenwesen ge-horchte. Es wieselte in einem erstaun-lichen Tempo davon, und Ernst Ellert hatte das untrügliche Gefühl, daß ihm diese Unterbrechung sehr willkom-men war. Irgendwie hatte er ihn doch in die Enge getrieben, auch wenn das eigentlich bedeutungslos war.

Fhey-Djon schloß die Zwischentür.

»Jetzt kannst du mir beweisen«, sprach er zu dem Terraner, »daß ich dir vertrauen kann. Ich habe inzwi-schen nachgedacht und dabei er-kannt, daß du die Abhöranlage an der Lampe entdeckt hast. Du bist sehr in-telligent, Ernst Ellert. Du hast mein Vertrauen. Und ich suche deins. Offi-ziell darf ich es nicht zulassen, daß Ge-fangene miteinander sprechen. Ich wollte hören, was du sagst, aber ich habe doch nicht gelauscht. Dann er-hielt ich die Mitteilung, daß der Ge-heimdienstchef Daok-Demm auf dem Weg hierher ist. Er will dich oder den Waistokyer sprechen. Wen, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich dich. Wenn Daok-Demm zu dir kommt, dann kannst du mich verraten. Dann kannst du ihm sagen, daß ich es erlaubt habe, daß du mit einem anderen Gefange-nen sprachst. Und daß ...«

»Das geht schon in Ordnung. Verlaß dich auf mich! Mach jetzt lieber, daß du von hier verschwindest!«

Ernst El-ert schob den Feliden zur Tür. »Wenn dich Daok-Demm so sehen und hören würde...«

Fhey-Djon schlug die Tür zu und ließ den Riegel in das Schloß rasten.

»Und du, Pokerface!« sprach Ellert, zur Zwischentür gewandt. »Du spielst mit. Deinen Intellekt hast du bewie-sen. Ich bin kein Verbündeter der Ka-raponiden, und unser Kerkerwächter ist vielleicht auch auf unserer Seite. Also heißt es für dich, dieses Spiel schön mitzumachen!«

Von nebenan ertönte ein kurzer, fast bellender Laut, den der Translator als Bejahung deutete.

Keine Minute später wurde Ellerts Zellentür wieder geöffnet. Zwei Kara-poniden standen dort. Fhey-Djon, sehr unterwürfig, aber mit einem be-deutsamen Funkeln in den Augenwin-keln. Und daneben Daok-Demm, der

karaponidische Geheimdienstchef, breitbeinig, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Ich habe jetzt nicht viel Zeit«, tönte Daok-Demm. »Nach diesem Gespräch mit dem Supremrat sollst du

persönlich von mir erfahren, woran du bist. Morgen werden wir uns sehen. Dann wirst du mir über das Fragment des Kristalls alles sagen, was du weißt. Ich gehe auf deine Forderung ein.«

Der Felide lachte hämisch und fuhr fort:

»Es gibt für dich keine weitere Folter mehr. Wenn du nicht alles über die Amimoto, so hast du das Ding doch genannt, sagst, wirst du sofort getötet. Ist das klar?«

Ellert erkannte, daß der Geheimdienstchef sich gegenüber einem kleinen Kerkerwächter entsprechend darstellen mußte. Das erklärte das Verhalten Daok-Demms. Der Terraner wollte seine Rolle aber nicht aufgeben. Er wollte aber auch nicht Daok-Dehm vor Fhey-Djon bloßstellen.

»Wir werden morgen miteinander sprechen«, antwortete er. Dabei schwenkte er betont lässig die leere Speisenschüssel und ließ den Löffel am Rand des Blechs klappern. »Da-von bin ich überzeugt. Du bestimmst den Ort und die Zeit, Daok-Dehm. An das, was ich dir heute bei dem Verhör gesagt habe, erinnerst du dich sicher. Es gilt weiterhin. Und es beweist meine ehrliche Gesinnung.«

Die gestellten Forderungen bezüglich seiner Behandlung klangen da mit, ohne daß sie direkt erwähnt wurden. Mehr wollte Ellert jetzt nicht sagen. Das Gefühl, daß Daok-Dehm ihn brauchte, war ja wieder bestätigt worden. Daraus ließ sich sicher etwas machen.

Und dann würde er auch irgendwann erfahren, warum er für die Karaponiden so interessant war. Fhey-Djon warf ihm einen dankbaren Blick zu, als der karaponidische Geheimdienstchef wieder abzog. Ellert erwiderte diesen Blick mit einem Augenzwinkern. Er war sich sicher, daß der Kerkerwächter diese kleine Geste sehr wohl verstehen würde, auch wenn er einem gänzlich anderen Volk angehörte.

Fhey-Djon war keine zehn Minuten später wieder in Ernst Ellerts Zelle. Er wirkte fast befreit, denn er bewegte sich ohne erkennbare innere Zwänge. Er hatte einen Schemel mitgebracht, der dem aus der Zelle des Terraners aufs Haar glich. Darauf ließ er sich nieder.

»Daok-Dehm ist weg«, sagte er. »Es ist niemand mehr in meinem Trakt außer uns beiden und Zjumiandok. Ich möchte mit dir reden.«

»Ich mit dir auch. Weißt du, daß der Waistoky jeder Wort hören und verstehen kann, das hier gesprochen wird?«

»Ja?« Der Felide stutzte. »Ich habe inzwischen schon gehört, daß die Waistoky gute Zukunftsdeuter oder Wahrsager sein sollen. Es scheint, als ob sie immer alles wissen würden. Ich nehme an, sie haben besonders gute Ohren.«

»Wenn du mit *Ohren* die Hautlappen auf ihrem oberen Körperkranz meinst, pflichte ich dir bei.«

»Ich bin bereit, mit dir über das zu sprechen, was mich bewegt.« Der Kerkerwächter wechselte abrupt das Thema.

»Ich möchte dir die Fragen beantworten, die du sicher hast. Ich möchte dich aber auch um Antworten bitten, die mein Leben betreffen.«

»Danke für dein Vertrauen«, entgegnete der Terraner. »Ich spüre dein Vertrauen, und ich wünsche mir, daß du auch meines empfängst. Poker-face, so habe ich Zjumiandok genannt, kann ruhig hören, was wir besprechen. Wenn er von seinem unsinnigen Gehabe als Wahrsager abläßt, können wir auch noch gute Verbündete werden.«

»Ich bin fast ein Rebell«, sagte der Einohrige. »Ein Gebrandmarkter. Ich war früher in der Raumflotte, und dort habe ich das Maul über unseren Supremat, seine Gesetze und über den Fremden, der so aussah wie du, zu weit aufgerissen. Daher wurde ich unbefristet zum Kerkerwächter verdammt. Hier kann ich keinem gefährlich werden.«

Ernst Ellert dachte sofort an Testare, als er das hörte: *Der Fremde, der so aussah wie du!*

Fhey-Djon schien also etwas über Testare zu wissen. Die Spur zu Gesil war weniger als hauchdünn, aber die zu dem Cappin schien plötzlich greifbar nah. Hatte er die Karaponiden besucht?

Oder unterlag Ellert hier einem Irrtum, einem Fehltritt?

»Der Fremde, der so aussah wie ich«, wiederholte er nur halb feststellend, halb fragend. Das schien der beste Weg zu sein, um Fhey-Djon zu weiteren Aussagen zu bewegen. »Ein Terraner wie ich? Spielte er für dich eine Rolle? Oder für alle Karaponiden?«

»Du bist wirklich fremd hier.« Fhey-Djon rückte seinen Hocker zurecht.

»Ich muß wohl etwas weiter ausholen. Du befindest dich auf Karapon, der Hauptwelt des karaponidischen Reiches, dessen oberster Herr in jeder Hinsicht der Supremat Thoy-Dak ist. Thoy-Dak beherrscht vierzehn Planeten in elf verschiedenen Sonnensystemen im Umkreis um Karapon mit der Sonne Angmin. Das kleine Sonnensystem wird auch Mratab genannt, der Zentralstern ebenfalls, und es besteht nur aus diesem Stern und zwei Planeten, von denen Karapon der äußere ist. Was möchtest du noch wissen?«

»Erzähle mir etwas Bedeutsames aus der sicher sehr jungen Geschichte des karaponidischen Reiches. Und be-richte von dem, der so aussah wie ich. Ich ahne, wen du damit meinst.«

»Gern.« Fhey-Djon wirkte sehr aufgeschlossen. Was ihn genau zu diesem Sinneswandel bewogen hatte, konnte Ernst Ellert noch nicht sagen. »Be-deutscham für Karapon sind eigentlich nur zwei Fakten.

Bedeutsam für mich ist nur eine Sache.«

»Sag mir bitte zuerst, was dich be-wegt.« Der Terraner war klug genug, den Karaponiden darauf anzuspre-chen. Schließlich hatte er schon vor-her dessen Wunsch gespürt zu spre-chen. Und daß die persönlichen Dinge dabei vorrangig waren, lag auf der Hand.

»Für mich zählt nur eins.« Fhey-Djons Stimme wurde dumpf. »In mei-nem Staat herrscht die Gewalt, das Bestreben, sich auszudehnen, zu un-terjochen, Macht zu gewinnen. Das Einzelschicksal und die persönliche Meinung zählen dagegen nichts.«

»Was ist für Karapon wichtig?«

»Die junge Macht des Supremrats und die Spuren. die Simed Myrrh von Lokvorth hinterlassen hat, der Mann, der so ähnlich aussah wie du.«

Ellert schaltete sofort. Also war nicht Testare gerneint gewesen. Es mußte sich um ein anderes Wesen ge-handelt haben, vielleicht um einen an-deren Terraner. Er ließ sich nicht an-merken, wie ihn ein bestimmtes Wort innerlich elektrisiert hatte: *Lokvorth!* Das war der Name eines Planeten, des zweiten der kleinen gelben Sonne Scarfaaru in einem abgelegenen, ster-nenarmen Seitenarm der Milchstraße, über 36 000 Lichtjahre von Terra ent-fernt.

Im Jahr 424 hatte Lokvorth Bedeu-tung erlangt, als dort der Virenfor-scher Quiupu in einer Forschungssta-tion der Kosmischen Hanse Experi-mente durchgeführt hatte. Diese hat-ten dann zur Fertigstellung einer Teil-rekonstruktion des Viren-Imperiums geführt.

Welche Bedeutung Lokvorth heute im Jahre 491 NGZ hatte, wußte Ernst Ellert nicht. Daß von dort jemand nach Hangay oder gar nach Karapon gekommen sein sollte, klang fast un-glaublich. Wenn es stimmte, so eröff-neten sich hier völlig neue Perspekti-ven. Und die Zahl der Rätsel wurde sicher größer.

»Karapon ist jung.« Fhey-Djon merkte nicht, daß er den Terraner irri-tiert hatte. Er berichtete weiter. »Vor 43 Standardjahren traten entschei-den-de Veränderungen ein. Ich habe da-mals noch nicht gelebt. Ich kenne die-se Dinge nur in verschiedenen Versio-nen der Geschichtsschreibung, aber ich weiß nicht, welche Version richtig ist. Klar ist für mich, daß ein kosmi-Sches Ereignis für die Veränderungen sorgte, aus denen jedes betroffene

Volk mehr oder weniger seine Vorteile zu ziehen versuchte. Den Karaponi-den und den Ingkoom-Hauri ist das bestimmt gelungen. Früher waren sie Teile größerer Völker, und heute stre-ben sie selbst nach eigener Macht und eigenem Einfluß.«

»Weiter!« drängte Ernst Ellert. »Mir ist längst klar, daß der Supremrat Thoy-Dak mit Leuten wie Daok-Demm, dem Geheimdienstchef, seine Macht skrupellos ausübt. Du hast aber diesen Mann von Lokvorth erwähnt.« »Simed Myrrh.« Fhey-Djon schüt-telte sich. »Die wenigen Karaponiden, die so denken wie ich, glauben, daß er die Ursache allen Übels ist.«

»Simed Myrrh von Lokvorth. So hast du doch zuvor gesagt?« fragte El-lert. »Oder habe ich mich da verhört?« »Nein, so nannte sich dieser Mann, der deinem Volk entstammen könnte. Von ihm gibt es viel zu berichten. Er hat die Geschichte der Karaponiden ganz entscheidend beeinflußt.«

»Das muß ich alles wissen, Fhey-Djon. Ich frage mich nur, was dieser Name bedeuten soll. Simed Myrrh von Lokvorth! Ich kenne eine Welt ha-mens Lokvorth, aber von Simed Myrrh habe ich noch nie gehört.« Dann sagte der Karaponide etwas, das Ernst Ellert buchstäblich vom Hocker riß. Er sprang voller Erregung auf und ließ sich den letzten Satz des Kerkerwächters noch einmal wieder-holen:

»Simed Myrrh bezeichnete sich auch als Sohn der Kosmokratin Ghe-Zil oder Keh-Zil. Damit wollte er of-fensichtlich verkünden, daß er zu et-was Höherem berufen sei.« Ghe-Zil - Keh-Zil. Gesil, die Kosmokratin!

Perry Rhodans Frau!

War das die so lange gesuchte Spur? Die Antwort konnte nur ein Ja sein, denn diese Aussage war eindeutig. Nun galt es, diese heiße Fährte konse-quent zu verfolgen. Natürlich durfte er dabei die eigene Lage als Gefangener nicht außer acht lassen.

4.

Nachdem der Funke des Vertrauens zwischen dem Karaponiden und dem Terraner übergesprungen war, ent-wickelte sich ein längeres Gespräch. Es bestand im wesentlichen darin, daß Fhey-Djon erzählte und Ellert ihn nur hin und wieder mit Fragen unter-brach.

Viele Informationslücken wurden dadurch bei dem ehemaligen Mutan-ten geschlossen, aber es eröffneten

sich auch neue Fragen - insbesondere, was den geheimnisvollen Simed Myrrh von Lokvorth betraf. So ganz genau schien der Felide über diese Fi-gur auch nicht Bescheid zu wissen.

Auf Ellerts Bitte durfte Zjumandiok an der Unterhaltung teilnehmen. Der Waistokyer lauschte, aber er blieb zunächst die ganze Zeit über stumm. Auch ihn schien das sehr zu interessieren, was Fhey-Djon über die kurze Geschichte seines Volkes zu berichten wußte.

Das karaponidische Reich war in der Folge der Großen Katastrophe als eines von mehreren kartanischen Dia-dochenreichen entstanden. Große Katastrophe, so nannte man das ungreifliche kosmische Ereignis vom 28. Februar 448 galaktischer Standardzeit. Diese Zeitrechnung zählte hier natürlich nicht, aber Ellert rechnete die Angaben in die für ihn vertrauten Maße um. Damals war das letzte Viertel der Galaxis Hangay in Meekorah, dem Normaluniversum aus Ernst Ellerts Sicht, materialisiert. Fhey-Djon schätzte die Zahl solcher separaten Reiche, die aus der ehemals großen und einheitlichen Nation der Kartanin hervorgegangen waren, auf fünfzehn oder zwanzig. Genaue Informationen darüber besaß er nicht, aber er wußte, daß man zu den Sashoy, zu den Neolygern und zu einigen anderen Völkern kartanischer Herkunft schon Kontakte von Karapon aus gehabt hatte. Die neuen Staatengebilde strebten alle die Unabhängigkeit an. Das bedeutete letzten Endes, daß je-des Reich seinen ganz eigenen Weg ging und bestrebt war, seinen Einflußbereich auszudehnen.

Karapon lag in jenem letzten Viertel Hangays, das eigentlich die Große Katastrophe ausgelöst hatte und dort in der Randzone und über eintausend Lichtjahre vom kartanischen Zentralsystem Charif entfernt. Zu diesem Bestand schon seit über vierzig Jahren gar kein Kontakt mehr.

Der oberste Herrscher, der Suprem-rat Thoy-Dak, war früher ein höherer Flottenkommandant der Kansaha-riyya gewesen. Früher, das bedeutete vor der Großen Katastrophe. Er hatte frühzeitig die Zeichen der Zeit erkannt, als das kartanische Großreich zerfiel. Mit seinen Machtmitteln, einer schlagkräftigen Flotte und von ihm abhängigen, einflußreichen Personen auf Karapon, hatte er sich schnell auf eine Position aufgebaut, die nicht nur anerkannt, sondern auch gefürchtet wurde.

## 32

ken schon vor längerer Zeit eingesetzt hatte, als es je offiziell verlautbart worden war.

»Unser Volk ist von einem völlig Fremden«, sagte Fhey-Djon, »zu dem gemacht worden, was es heute ist. Nur wenige Karaponiden wissen das. Meine engsten Freunde und ich bezeichnen das als eine Art der Vergewaltigung größten Ausmaßes. Vielleicht ist es sogar so, daß sogar Thoy-Dak von Simed Myrrh betrogen wurde.« »Welche Motive hatte der Fremde?« »Wir wissen es nicht. Es wurden eigentlich keine erkennbar. Vielleicht wollte er einfach mit seinen Möglichkeiten der Macht spielen oder diese ausprobieren. Ein groß angelegter Test, vielleicht, der andernorts erst in die wirkliche Zielsetzung übergehen sollte. Als Karapon zu dem geworden war, was Myrrh wollte, verschwand er spurlos.«

Die Geschichte war sehr merkwürdig, denn es fehlte so etwas wie ein logisches Ende, ein Abschluß, ein tieferer Sinn dieses Wirkens. Ellert hörte begierig zu, was der Felide noch zu berichten wußte.

Simed Myrrh gelang es damals schnell, sich einen positiven Ruf aufzubauen. Schon bald erzählte man sich wahre Wunderdinge von ihm. Fhey-Djon räumte ein, daß selbst dann, wenn vieles davon Erfindungen sein sollten, noch ein großer Rest an erstaunlichen Taten blieb.

Irgendwann in dieser Zeit des Aufbaus tauchte in den Medien auch die Aussage auf, daß Simed Myrrh der Sohn der Kosmokratin Ghe-Zil sei. An anderer Stelle wurde diese in den Augen der Karaponiden nicht weniger geheimnisvolle Mutter des Schutzpa-

trons »Keh-Zil« genannt. Der Mann von Lokvorth bezeichnete sich selbst als Auserwählten, und er sollte erklärt haben, daß die Kosmokraten übermächtige Wesen größter Bedeutung seien und jenseits des real verständlichen Lebensbereichs existieren würden.

Es gelang ihm mit solchen Aussagen ebenso wie mit den Wundertaten großen Eindruck zu schinden. Er wurde von der großen Mehrheit der Karaponiden anerkannt, und das war noch heute so, auch wenn seit seinem spurlosen Verschwinden keiner mehr offen über ihn sprach.

Das politische Geschehen hatte sich nach der Zeit des Simed Myrrh mehr und mehr auf die Kämpfe mit den Ing-koom-Hauri verlagert, die sich dem Ausdehnungsbestreben der Karaponiden widersetzen und eigentlich eine gleiche Zielsetzung verfolgten.

Hinter den Kulissen der offiziellen Politik ging der Kampf einiger weniger Widerständler gegen den Suprem-rat und das Erbe des Simed Myrrh von Lokvorth aber bis heute weiter. Fhey-Djon machte kein Hehl daraus, daß er diese Organisation unterstützte, wenngleich er angeblich nur einen indirekten Draht zu ihr hatte und nicht einmal ihren Namen kannte. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß das Ende dieser kleinen Widerstandsgruppe abzusehen war. Der Apparat, der von Thoy-Dak mit dem geistigen Gut des Kosmokratensohns aufgebaut worden war, war zu mächtig.



Bereits heute wußte jeder Karaponi-de, daß es dem Willen Simed Myrrhs entsprach, daß der Sohn Thoy-Daks einmal dessen Nachfolge antreten würde und daß damit die Thronfolge erblich werden würde. Man munkelte in eingeweihten Kreisen schon, daß der Nachfolger des Supremrats einen neuen Titel wählen würde, nämlich den eines Kaisers von Karapon.

Ernst Ellert überdachte das Gehör-te. Wichtig war für ihn zunächst die heiße Spur zu Gesil. Daneben eröffne-ten sich vielleicht aber auch Flucht-möglichkeiten, wenn er besseren Kon-takt zu diesen Widerständlern bekom-men konnte. Daok-Demm hatte er mit der Amimotuo bereits einen Köder hingeworfen. Er mußte sich dort nur weiter interessant machen. Eines war dem Terraner aber jetzt klar. Die Frage, warum er für die Kara-poniden so begehrt war, hatte sich in-direkt beantwortet. Es mußte an sei-nem äußeren Erscheinungsbild lie-gen, seiner Ähnlichkeit mit Simed Myrrh.

Er sehnte das nächste Gespräch mit dem Geheimdienstchef herbei, denn er wußte jetzt schon, wie er sich dann verhalten würde.

Sie unterhielten sich noch bis spät in die Nacht, und auch Zjumandiok beteiligte sich nun an der Unterhaltung. Auf seine Ambitionen als Wahr-sager ging er dabei aber nicht mehr ein. Er schien sich Ernsts Ellerts Worte zu Herzen genommen zu haben.

Fhey-Djon erzählte dann von seiner Zeit in der Raumflotte, von den Kämpfen gegen die Ingkoom-Hauri und davon, daß er bei seinen Vorge-setzten durch seine kritischen Äuße-rungen über den Supremrat in Ungna-de gefallen war. Dadurch war er zum Kerkerwächter degradiert worden. Ob er jemals wieder zur Flotte durfte, wußte er nicht zu sagen.

Er berichtete auch von seinem

Freund Quoas-Dryak, von dem er ver-mutete, daß er zur Widerstandsorgani-sation gehörte. Ellert hörte besonders aufmerksam zu, denn vielleicht ergab sich hier in der nahen Zukunft eine Chance, aus der Gefangenschaft zu fliehen - vorausgesetzt, daß der Plan mit dem karaponidischen Geheim-dienstchef nicht funktionierte.

Etwas Genaueres über die Wider-standsorganisation konnte Fhey-Djon nicht mitteilen. Vielleicht wollte er auch nichts sagen. Er kannte keine Einzelheiten - angeblich, und Ellert drängte ihn in diesem Punkt nicht. Dafür war ihre Bekanntschaft noch zu jung.

In den diversen öffentlichen Medien von Karapon und den anhängenden Planeten war in ziemlich regelmäßi-gen Abständen von der Zerschlagung einer solchen Widerstandsgruppe die Rede, berichtete der Felide weiter. Der Supremrat stellte damit sich her-aus. Fhey-Djon meinte, daß das mei-stens erfundene Propaganda war, aber er war sich seiner Sache da nicht si-cher.

Schließlich beschlossen die drei un-terschiedlichen Wesen, den Rest der Nacht zu ruhen. Fhey-Djon verab-schiedete sich zuerst. Ellert dankte ihm für sein Vertrauen und seine Of-fenheit und äußerte den Wunsch, noch öfter mit ihm zu sprechen. Auch stell-te er dabei in Aussicht, über seine In-teressen und Erfahrungen zu reden, was für den »Widerständler« - so be-zeichnete er den Kerkerwächter, ohne daß dieser widersprach - durchaus be-deutend sein konnte.

Natürlich verbarg sich bei dem Ter-raner hinter dieser gezielten Äuße-rung die Absicht, sich auch für die Wi-

derstandsorganisation der Karaponi-den interessant zu machen.

Als Fhey-Djon sich zur Tür wandte, sagte »Pokerface« Zjumandiok, der sich bis dahin recht schweigsam ver-halten hatte:

»Ernst glaubt mir nicht. Du, Fhey, vielleicht. Der Supremrat wird mir glauben. Egal, was ich ihm erzähle, denn den Wahrsagern von Waistoky eilt ein großer Ruf voraus, der ganz Hangay durchdringt.«

Fhey-Djon winkte ab. »Entschul-digt«, sagte er sichtlich ermüdet, »wenn ich gehe und euch jetzt einschließe. Es kann immer eine Kontrol-le von Daok-Demm kommen. Ich bin ja ein Unsicherheitsfaktor. Und außer-dem, ich bin nun wirklich zu müde für eine weitere Diskussion.«

»Gute Nacht«, antwortete der Terra-ner ganz einfach.

»Gute Nacht«, sagte der Felide. Und aus der Oberseite des Glockenförmigen erklangen die gleichen Worte, wenngleich mit dem Beiklang deutli-cher Enttäuschung. Die Zellentür fiel ins Schloß.

»Ihr habt euch als Freunde gezeigt«, sprach Zjumandiok. »Besonders du, Ernst. Deshalb werde ich dir die Wahr-heit über mich sagen. Ich verhalte mich oft so, als würde ich die ganze Zukunft kennen. Die Wahrheit ist, daß Ich diese nur manchmal sehe. Meine Methoden funktionieren nicht immer. Aber ich weiß, wann ich wirklich et-was aus der Zukunft sehe. Vielleicht ist es falsch, das mit Lügen und Erfin-dungen zu vermischen, aber das ist nun einmal mein Leben, mein Beruf.« »Du bist wohl unverbesserlich, Po-kerface!« Das klang fast wie ein Auf-stöhnen. »Ich werde dir in den näch-sten Tagen einmal etwas zur Wahrsa-gerei erklären. Heute bin ich zu müde. Ich muß an mprgen denken,

denn si-cher werde ich wieder verhört. Laß uns ruhen.«

»Das ist unfair«, jammerte der Klei-ne. »Für Fhey-Djon hast du alle Zeit des Universums, und für mich nicht einmal ein paar Minuten.«

»Wenn du etwas von der Zukunft wissen würdest\*, erklärte Ellert hart, »dann würdest du längst wissen, daß ich dir etwas über die Wahrsagerei er-klären werde. Aber nicht mehr heute. Vielleicht morgen oder übermorgen, wenn wir dann noch leben.«

Pokerface ging wortlos, und Ernst Ellert schloß die Tür zur Nachbarzelle. Er tat dies behutsam, denn er wollte den Waistokyer nicht verprellen.

Der Terraner legte seine Gefange-nenmontur ab und besah sich die dun-kele roten Flecken an den Hand- und Fußgelenken. Die Zehen waren hell-rot, eine Folge der hohen Temperatu-ren bei der Folter. Auch der Hals war noch an den Stellen geschwollen, an denen die Garotte ihn gedrückt hatte. Schmerzen waren dennoch kaum vor-handen. Er konnte sie unterdrücken.

Nach einem kurzen Besuch der Hy-gienekammer rückte er die Decken der Liege zurecht. Eine davon diente als Kopfkissen. Kalt war ihm sowieso nicht. Er streckte sich so bequem aus, wie es möglich war.

»Gute Nacht, Fhey«, murmelte El-lert. »Ich hoffe sogar, daß du jetzt das kümmerliche Abhörsystem einge-schaltet hast und mich hörst. Es war sehr gut, daß wir offen miteinander gesprochen haben. Mir hat es gehol-fen. Und dir vielleicht auch. Es könnte sogar sein, daß dadurch sogar Poker-face von seiner Wahrsagerei bekehrt wird. Dann hätte es auch ihm ge-holfen.«

Der Waistokyer mit seinem außerge-wöhnlich guten Gehör vernahm ihn si-cher. Wo aber der Kerkerwächter steckte, konnte Ellert nicht sagen. Es war ihm auch plötzlich egal, denn die Müdigkeit übermannte ihn.

Er träumte von Zitronen. Das war widersinnig, denn es stand in keiner Beziehung zu den realen Erlebnissen.

\*

Sie holten am nächsten Morgen zu-erst den Waistokyer, dann Ernst El-lert. Weder Fhey-Djon zeigte sich da-bei, noch gab es ein Frühstück.

Der Terraner hatte sehr schlecht ge-schlafen. Das Gespräch mit Fhey-Djon mußte einen nachhaltigen Ein-druck in seinem Unterbewußtsein hinterlassen haben. Wahrscheinlich hatte ihn die Spur zu Gesil so sehr mit-genommen.

Diesmal war einiges anders als bei den vorangegangenen Verhören.

Drei schwerbewaffnete Karaponi-den führten den Terraner zu einem Gefährt. Dort wurde er in eine völlig dunkle Einzelkabine geschlossen, die auf dem Gefährt befestigt worden war. Ab ging die Fahrt.

Aus Ellerts Sicht währte sie nicht sehr lange, vielleicht zehn oder zwölf Minuten. Immerhin, sagte er sich, da-'mit befand er sich wahrscheinlich au-ßerhalb des Gefängnistrakts. Und mit Sicherheit nicht in der Nähe der pri-mitiven Verhörräume der letzten fünf-zehn Tage.

Ellerts Erwartungen wuchsen. Aber auch seine Erregung. Er fühlte sich nicht sehr wohl, und es gelang ihm

nicht, seine Gedanken und Gefühle in jeder Hinsicht zu kontrollieren.

Er mußte mit diesem Daok-Demm sprechen und dort seine Pläne in die Tat umsetzen. Natürlich durfte der Geheimdienstchef von seinen wirkli-chen Absichten nichts merken. Da war die heiße Spiz zu Gesil! Sie galt es zu verfolgen. Das war der Kern seiner Überlegungen.

Seine früheren Möglichkeiten besaß er nicht mehr. Ein körperloses Bewe-gen war unmöglich seit der letzten Be-gegnung rhit Barkon. Er war an diesen Körper aus dem Vorrat der Barkoni-den gebunden. Er konnte ihn nicht nach seinem Willen oder Gutdünken verlassen. Er war eigentlich ein ganz normaler Sterblicher.

Er hatte eine Aufgabe, die er als Nor-malsterblicher mit allen Fähigkeiten seines Verstands und seines fremden Körpers verfolgen würde. Und jetzt bot sich diese Chance, denn hier im Angmin-Mratab-System hatte er eine Spur zu Gesil gefunden.

Die Worte Barkons, die Testare und ihm gegolten hatten, klangen in ihm nach: *Ich habe euch bis hierher gelei-tet. Den weiteren Weg müßt ihr allein gehen. Wichtige Aufgaben warten auf euch. Findet die Zeittafeln von Am-ringhar!*

Sie hatten die Zeittafeln von Am-ringhar gefunden. Aber das war nicht genug gewesen. Ihre Körper waren unverändert geblieben.

Was hatte die Stimme noch gesagt?

*Die Zeittafeln von Amringhar wei-ßen euch den Weg in die Zukunft. Nur ein gewöhnlicher Sterblicher kann es wagen, sich diesem Ort zu nähern. Und gewöhnliche Sterbliche werdet ihr (Testare und er) von nun an sein.*

Amringhar hatte eines gebracht, die Begegnung mit Kytoma. Und den Auftrag, Gesil zu finden. Jahrzehnte schienen hier keine Rolle zu spielen, denn in keinem Fall war von einer Frist die Rede gewesen, und Gesil war auch nicht erst seit gestern ver-schollen.

Amringhar war auch die Quelle ge-wesen, der die Amimotuo entsprun-gen war. So sah es Ernst Ellert, auch wenn sich in seinen Erinnerungen manches etwas überstürzte. Seinen Weg mußte er letztlich gehen, weil er es wollte.

Als er aus der engen Kiste entlassen wurde, war er allein. Von den drei be-waffneten Karaponiden zeigte sich nichts. Ein Roboter eilte kommentar-los davon. Eine Tür fiel schwer ins Schloß.

Diese Umgebung war ihm fremd. Fluchtgedanken drängten sich fast au-tomatisch in sein Bewußtsein. Er dachte an das, was er sich nach dem Gespräch mit Fhey-Djon sorgfältig aufgebaut hatte. Das beruhigte seine aufgebrauchten Gefühle etwas. Er blickte sich um.

Es schien sich um einen Arbeits-raum zu handeln, denn Ellert entdeck-te nur Zweckmöbel, wie kleine Tische, auf denen Kommunikationseinheiten standen, sowie mehrere Automaten, deren Lichtsignale Speisen ebenso an-boten wie Notizzettel. Diaghosen oder Unterhaltung unterschiedlichster Art, sowie einen schweren Schreibtisch mit diversen Geräten.

Daok-Demm trat unvermutet hinter einer Jalousie hervor und fixierte den Gefangenen. Er bot ihm einen Stuhl

XII

an. Der Terraner nahm Platz, aber er studierte weiter das Szenarium.

Der Raum war sehr groß, und allein deshalb wirkte er leer. Dominierend war die gut fünf Meter lange Fenster-front auf der einzigen Seite, die nicht aus Wänden gebildet wurde. Sie gab den Blick auf eine große Stadt frei.

Die drei anderen Seiten des Raumes bestanden aus glatten weißen Wän-den, die nur in einem Fall von der Ein-gangstür unterbrochen wurden. Es gab keine Bilder oder etwas Ähnli-ches.

Daok-Demm stand nun hinter sei-nem Schreibtisch, auf dem modern wirkende Kommunikationsendstellen standen, zwei Bildschirme und drei Hör- und Sprechsysteme.

»Zweimal in meinedn Leben habe ich jemanden gesehen«, sagte Daok-Demm. Seine Worte waren scheinbar ohne Zusammenhang. Auch war dies eine etwas merkwürdige Einleitung des Gesprächs oder Verhörs. »Er sah fast so aus wie du, der du dich Ernst Ellert nennst«

»Du sprichst von Simed Myrrh von Lokvorth«, antwortete der ehemalige Mutant reaktionsschnell. »Ich kenne ihn nicht, aber die Amimotuo weiß wohl recht gut über ihn Bescheid.«

Daok-Demm zuckte zusammen. »Woher willst du etwas, von Simed Myrrh gehört haben? Und wer weiß über ihn Bescheid?«

»Die Amimotuo. Der zerbrochene Kristall«, meinte Ellert fast gelang-weilt. Auf die Frage, wo er etwas über die geheimnisvolle Gestalt gehört hat-te, ging er gar nicht ein. Er wollte die Aufmerksamkeit des Geheimdienst-chefs direkt auf den Datenspeicher lenken.

»Das Bruchstück eines Kristalls ist tot!« stieß der Karaponide heftig her-vor. Ellerts Worte schienen ihn irritiert zu haben. »Damit kannst du mich nicht locken.«

»Ich will dich nicht locken.« Jetzt begann Ernst Ellert erst richtig mit dem Spiel, das er sich ausgemalt hatte. »Ich möchte nur die Amimotuo zu-rück. Sie hat für mich einen unschätz-baren Wert, denn sie weiß mehr als du und ich und der Supremrat zusam-men. Ohne die Amimotuo bin ich ver-loren. Der Kristall lebt. Ihr habt ihn mir genommen.«

»Du hast hier keine Forderungen zu stellen!«

»Ich bin durchaus zu Verhandlun-gen oder zur Kooperation bereit«, er-klärte der Terraner. »Vielleicht würde ich sogar ganz auf die Amimotuo ver-zichten. Es genügt notfalls, wenn die-ses wertvolle Instrument erhalten bleibt, auch wenn ich es nicht mehr besitze. Aber das verstehst du sicher nicht, und es ist für dich auch nicht bedeutsam.«

»Du hast mehrfach Andeutungen gemacht, die diesen Kristallbrocken betrafen.« Daok-Demms Blick bekam etwas Lauerndes. »Ich entnehme dar-aus, daß es sich um ein wertvolles Stück handelt. Ich gebe zu, daß meine Leute versucht haben, das Geheimnis der Amimotuo zu lösen. Sie fanden aber nichts. Also enthält es auch nichts Besonderes, oder? Wenn du Vorteile erzielen willst, dann beant-worte eine Frage.«

»Ich höre.«

Daok-Demm betätigte mehrere Schalter. Über dem Arbeitstisch er-schien die holografische Abbildung der

Amimotuo. Künstliche Teüe in

grüner Farbe ergänzten das reale Bild, so daß der Kristall komplett wirkte. Aus der vorhandenen Form hatten die karaponidischen Wissenschaftler eine Rekonstruktion des ganzen Objekts durchgeführt. Auch das bewies, daß sie sich intensiv mit der Amimotuo befaßt hatten.

»Was stellt der zerbrochene Kristall dar?« fragte Daok-Demm. Dann desaktivierte er das Bild wieder. Ellert wartete mit einer Antwort. Der Karaponide hatte ihn mit dem Bild aus der Reserve locken wollen. Er sollte seine Gefühle zeigen, und sicher wurden diese irgendwie registriert und ausgewertet. Er seufzte vernehmlich, während er seine Antwort sorgfältig überlegte. Jetzt hatte er die Chance, sich interessant und vielleicht sogar unentbehrlich zu machen. Außerdem galt es, Daok-Demm auf die Folter zu spannen.

Ihm war klar, daß die Karaponiden verzweifelt mit der Amimotuo experimentiert hatten. Und ebenso klar war ihm, daß sie keine Chance besaßen hatten, etwas von ihrem Geheimnis zu ergründen.

Ellert vergaß auch nicht, daß der Geheimdienstchef bereits einmal mit dem Prinzip des Lügendetektors versucht hatte, die Wahrheit seiner Aussagen zu überprüfen. Hier in seinem Arbeitszimmer standen ihm bestimmt andere technische Mittel dieser Art zur Verfügung, höherwertige, die nicht so leicht zu durchschauen waren. Einige der kleineren Geräte auf dem Schreibtisch konnten durchaus eine ähnliche Funktion haben und seine Worte analysieren oder Veränderungen der Körpertemperatur, des Pulsschlags oder der Schweißentwicklung aus der kurzen Distanz feststellen.

Er mußte also bei seinen Erklärungen auch vorsichtig sein, wenngleich das wichtigste Prinzip darin bestand, das Interesse an der Amimotuo zu wecken und diese recht geheimnisvoll und bedeutend darzustellen.

»Was stellt der Kristall dar?« wiederholte der Terraner die Frage Daok-Demms sinnend und schüttelte dabei den Kopf. »Ich möchte dir das gern erklären, denn ich erhoffe Vergünstigungen in der Behandlung, insbesondere in den Haftbedingungen. Aber so einfach ist das nicht, denn es handelt sich um ein Objekt einer Technik, die für euch völlig unbekannt und unverständlich sein muß. Nicht einmal ich kenne diese Technik genau. Ich weiß nur, wie man mit der Amimotuo umgehen muß und wie nicht.«

Das entsprach alles der Wahrheit, wenngleich Ellert es sehr übertrieben darstellte. In diesem Ton setzte er seine Erklärungen fort:

»Die Amimotuo besitzt viele Fähigkeiten. Wenige kenne ich. Diese will ich dir erklären, aber ich verlange eine Zusicherung von Vergünstigungen.«

»Du hast mein Wort«, beeilte sich der Karaponide zu versichern. »Den Umfang der Vergünstigungen kann ich dir aber erst nennen, wenn ich die Bedeutung deiner Informationen über den Kristall abgeschätzt habe.«

»Einverstanden.« Ellert nickte. »Eigentlich ist der Kristall ein enormer Informationsspeicher. Im wesentlichen enthält die Amimotuo Wissen aus zwei Bereichen. Einmal aus der Vergangenheit, zum anderen aus der Zukunft.«

»Aus der Zukunft?« Daok-Demm sprang auf. Er konnte seine Erregung kaum verbergen, denn diese Aussage besaß fast Magisches oder Ungeheuerliches.

Ernst Ellert bemerkte, wie der Fellede sich um Unauffälligkeit bemühte, als er auf einem kleinen Bildschirm Daten ablas. Er sah darin seine Vermutung bestätigt, daß Daok-Demm mit allen Mitteln versuchte, den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen zu ermitteln.

»Ja«, sagte der Terraner. »Aus der Zukunft. Aber ganz so einfach, wie du dir das wohl vorstellst, ist das nicht.«

»Du scheinst nicht zu lügen«, entgegnete Daok-Demm. »Erkläre mir das mit der Zukunftsdeutung genauer!«

»Es existiert aus der Sicht der Gegenwart nicht nur eine Zukunft. Vielmehr bestehen mehrere Zukunftsabläufe nebeneinander, einige wahrscheinlicher, andere weniger wahrscheinlich. Wenn man über sich und seine Feinde ein Grundwissen besitzt, und das hat ja wohl jeder normale Staat, dann kann man unter bestimmten Voraussetzungen mit Hilfe der Amimotuo die Form der wahrscheinlichsten Zukunft ermitteln. Das heißt zum Beispiel, daß man feststellen kann, wann man seinen ärgsten Feind endgültig besiegen wird oder welche Manöver und Taktiken er in nächster Zeit plant.«

Das war reichlich dick aufgetragen, aber Ellert mußte es wagen. Die Lügendetektion schien ja zu seinen Gunsten zu funktionieren. Und nur mit entsprechend phantastischen Ausichten konnte er damit rechnen, daß der karaponidische Geheimdienstchef

anbiß. Zweifellos würde Daok-Demm in Kürze handfeste Beweise für diese Aussagen verlangen. Und die würde Ellert nicht zur Gänze erbringen können. Aber für diesen Fall hatte er sich auch schon

entsprechende Erklärungen bereitgelegt.

Wieder flogen die Augen des Feliden über die Anzeigen, die Ellert nicht einsehen konnte, weil die Bildschirme von ihm abgewandt waren. Aber Daok-Demm schien mit der Überprüfung zufrieden zu sein.

•

Der Terraner rückte ein Stück mit seinem Stuhl zur Seite, um so besser zu sehen, was sich auf dem Tisch befand. Er entdeckte eine kleine Schale mit Früchten, wo er einen besonders wichtigen Bildschirm vermutet hatte. Das irritierte ihn, aber er ließ sich nichts anmerken.

Bei den Früchten schien es sich um Zitronen zu handeln, und eine Erinnerung keimte in Ellert auf. Irgend etwas war doch mit Zitronen gewesen...

Es fiel ihm nicht ein.

»Du bekommst deine Vergünstigungen«, erklärte Daok-Demm. »Aber aus der Haft kann ich dich nicht entlassen. Der Wächter Fhey-Djon wird dir deine Wünsche weitgehend erfüllen. Er erhält für dich eine besondere Vollmacht. Von dir verlange ich nun nur noch eines. Du mußt mir sagen, wie man an das Wissen der Amimoto herankommt!«

»Auch das ist nicht so einfach.« Ernst Ellert lachte kurz auf. »Es ist so, daß eigentlich nur ich die Informationen aus der Amimoto abrufen kann, denn dieser Datenspeicher wurde speziell für mich erzeugt. Frage mich nicht, von wem, denn das weiß ich selbst nicht. Vielleicht weiß es die Amimoto. Das ist das eine Problem. Das andere ist, daß ich eine Reihe von technischen Hilfsmitteln und einen Assistenten benötige, den ich einarbeiten muß. Ich denke, daß ihr mir die erforderlichen Geräte zur Verfügung stellen könnt. Meinen Mitgefangenen Zjumbandio könnte ich als Helfer anlernen.«

Daok-Demm schien das wenig zu gefallen, aber er sagte nichts. Was die technischen Hilfsmittel betraf, so entsprach die Erklärung voll der Wahrheit. Allein durch die Bestrahlung mit ganz bestimmten hyperenergetischen Impulsfolgen ließ sich die Amimoto zu Reaktionen zwingen. Und das bedeutete, daß so Daten eingegeben oder ausgelesen werden konnten.

Was er aber dann sagte, war eine reine Erfindung, die allein den Zweck hatte, ihm sämtliche Türen für alle Eventualitäten, Widersprüche, Fragen oder Unmöglichkeiten, offenzuhalten. Genauer erklärte Ellert das aber bewußt nicht.

»Dann ist da das Zeitproblem\*, fuhr er mit nachdenklicher Miene fort. »Du mußt wissen, daß die Amimoto ihr Wissen auf verschiedene Weisen schützt. Es darf ja nur an Personen gelangen, die mein Einverständnis haben. Eine Schutzmaßnahme ist der Zeitfaktor!«

»Erkläre das genauer!« verlangte der Felide. Er beobachtete wieder die Geräte in der Nähe der Schale mit den zitronenartigen Früchten, aber auch diesmal gelang es Ellert nicht festzustellen, woher genau die Informationen kamen.

»In der Amimoto befindet sich eine Uhr«, erläuterte Ellert. »Sie öffnet bestimmte Dateien nur zu bestimmten

Zeiten. Und ich selbst kenne diese Zeiten noch nicht alle.«

Damit konnte er sich in jedem Notfall herausreden! Und niemand konnte beweisen, daß das nicht stimmte.

Daok-Demm schluckte diesen Schwindel. Sein Lügenanalysator schien entweder zu versagen, oder aber Ellerts Vermutungen zu diesem Punkt waren nur ein Irrtum.

»Du wirst die technischen Hilfsmittel bekommen«, erklärte der Karaponide, »die du für eine ausführliche Demonstration der Amimoto benötigst. Du darfst Zjumbandio als Gehilfen anlernen, und du erhältst vierzehn Tage Zeit für deine Vorbereitungen. Das muß reichen.«

Ellert nickte nur stumm. Etwas wunderte er sich über das schnelle Entgegenkommen des Geheimdienstchefs. Aber das dicke Ende kam erst noch.

»Du sollst aber noch etwas wissen, Ernst Ellert.« Der Tonfall Daok-Demms verschärfte sich deutlich. »Du wirst die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Amimoto persönlich vor den Augen des Supremrats Thoydak demonstrieren. Meine besten Wissenschaftler und ich werden auch zugegen sein und alles überwachen. Wenn du versagst, oder wenn du einen Betrug oder eine List versuchen solltest...«

Daok-Demm faßte unter seinen Schreibtisch und zog mit einer blitzschnellen Bewegung ein Krumschwert mit blitzender Schneide hervor. Er stieß damit in die Richtung des Terraners.

»... dann schlage ich dir eigenhändig den Kopf ab!«

Nach allem, was Ellert bisher über

die Karaponiden erfahren hatte, zweifelte er nicht daran, daß Daok-Demm das wörtlich meinte.

5.

Sie brachten Ellert auf die gleiche Weise in seine Zelle zurück, auf die er zu Daok-Demm befördert

worden war - in einer hermetisch verschlossenen Kiste ohne Sichtluke. Offensichtlich legte der karaponidische Geheim-dienstchef Wert darauf, daß der Ge-fangene sich nicht orientieren konnte und nicht erfuhr, wo sein Büro lag. Dem Terraner war das ziemlich egal. Ohne fremde Hilfe - und hier setzte er auf den Kerkerwächter Fhey-Djon -konnte er bestimmt nichts erreichen. Für konkrete Fluchtpläne war es noch zu früh, und so beschäftigte er sich in seinen Gedanken mit der jüngsten Be-gegnung mit Daok-Demm.

Der Felide schien eine gewisse Scheu vor dem geheimnisvollen Si-med Myrrh von Lokvorth zu haben, denn nach Ellerts deutlicher Anspie-lung auf diese zweifellos bedeutende Figur der karaponidischen Geschich-te, hatte Daok-Demm dieses Thema ganz bewußt umgangen. Es würden sich sicher noch andere Gelegenhei-ten für Ellert ergeben, um über den angeblichen Sohn der Kosmokratin zu sprechen und mehr Licht in das ge-heimnisvolle Dunkel zu bringen, das ihn umgab.

Fhey-Djon erwartete ihn bereits, als er im Gefängnistrakt aus dem fenster-losen Behälter entlassen wurde. Auch Zjumandiok war anwesend.

»Mein Verhör wurde auf unbe-stimmte Zeit verschoben«, erklärte der Waistokyer. »Ich wurde dir als Diener für eine wichtige Aufgabe zu-geteilt, die du mir erklären sollst. Ich stelle mich dir mit allen meinen Fähig-keiten und meinem umfassenden Wis-sen ebenso zur Verfügung, wie mit meinen Möglichkeiten, etwas wahrzu-sagen.«

Ellert nickte. Auf Zjumandioks Wor-te ging er im einzelnen nicht ein.

Daok-Demm hatte sehr schnell rea-giert. Er hatte also voll angebissen, Das bestätigte auch Fhey-Djon. Dieser hatte für Ellert einen zusätzlichen Raum vorbereitet, der von seiner Zelle aus erreichbar war. Hier sollten die Geräte aufgestellt werden, nach denen der Gefangene verlangte.

Der Terraner merkte schnell, daß ihn Fhey-Djon etwas mißtrauisch be-trachtete. Ellert nahm ihn daher zur Seite.

»Ich habe Daok-Demm geködert«, erklärte er dem Feliden. »Und er hat angebissen. Wenn wir drei, Pokerface, du und ich, zusammenhalten, wird al-les klappen. Wir werden von hier ver-schwinden. Du mußt mir nur weiter vertrauen.«

»Ich habe gar keine andere Wahl«, räumte Fhey-Djon ein. »Ich werde Quoas-Dryak eine entsprechende Mit-teilung zukommen lassen, damit er darüber informiert ist, was hier ge-schieht. Wenn du mich verraten soll-test, bin ich geliefert. Ich werde mich nicht rächen können, aber vielleicht tun das dann andere.«

»Deine Gedanken sind falsch und überflüssig«, erklärte Ernst Ellert ent-schieden. »Mein oberstes Ziel ist es, von hier zu verschwinden. Und ich nehme dich und Pokerface nur zu gern mit, denn allein habe ich kaum

eine Chance. Ich versichere dir, daß ich es ehrlich meine, und ich bitte dich um deine Hilfe. Mein Wort hast du.«

»Du hast meins auch.«

»Bei meinem Volk reicht man sich für ein solches Versprechen auf Ge-genseitigkeit die Hand.«

»Ich verstehe.« Der Einohrige drückte die Hand des Terraners. »Du kannst auf mich zählen. Und auch auf Quoas-Dryak, meinen Freund.«

Den letzten Satz konnte man in zweifacher Weise interpretieren, aber der Terraner wählte die positive Deu-tung, nicht die versteckte Drohung. Quoas-Dryak konnte bei den Flucht-plänen sicher eine wichtige Rolle spie-len, denn er war bei der Raumflotte der Karaponiden beschäftigt.

»Nun laß mich wissen, was ich an Geräten für die bestellen soll«, sagte der Einohrige. »Ich besitze die ent-sprechenden Vollmachten.«

»Das hat Zeit bis morgen«, antwor-tete Ellert. »Ich möchte erst eine Liste aufstellen und mit Zjumandiok über seine Rolle sprechen. Du kannst gern daran teilhaben, aber wir dürfen nichts überstürzen. Vor allem darf Daok-Demm nicht die Spur von Miß-trauen entwickeln.«

»Dafür Sorge ich schon«, behauptete Fhey-Djon selbstsicher.

Danach besichtigte Ernst Ellert ge-meinsam mit Zjumandiok den neuen Raum neben ihren Zellen. Hier stand ein gut drei Meter langer Tisch, und der war ideal für den Aufbau der ge-samten Vorrichtung, um die Amimo-tuo in einer Demonstration vorzufüh-ren. Noch während der Waistokyer wieder etwas von seinen wahrsageri-schen Fähigkeiten erzählte, entwickel-te der Terraner einen weiteren Plan.

Auf keinen Fall wollte er alle Ge-heimnisse des Dateienkristalls gegen-über den Karaponiden preisgeben. Zu leicht konnte das schlimme Folgen für dieses Volk oder auch für andere Völ-ker Hangays haben. Es kam also daf-auf an, die Demonstration so durchzu-führen, daß die Feliden zwar über-zeugt wurden, aber letztlich die Ami-motuo ihnen weitgehend ein Rätsel blieb.

Dieser Tatsache durften sie sich aber nicht bewußt werden, denn das könnte Ellert den Kopf kosten.

Die ganze Geschichte war also kein einfaches Spiel, und Pokerface konnte gut dazu benutzt werden, die Dinge in die gewünschte Richtung zu lenken. Konkret bedeutet dies, daß der Wai-stokyer die Karaponiden vom eigentli-chen Geschehen bei der Demonstra-tion ablenken sollte.

Ellert wußte inzwischen, daß das schwarze Glockenwesen die Hautlap-pen auf seiner Oberseite sehr weit ver-längern und damit ähnlich wie Extre-mitäten benutzen konnte. Bis auf die Oberseite des Tisches reichten diese knochenlosen Glieder jedoch nicht. Der Terraner stellte sich daher vor, daß Zjumandiok seine Geräte über die Unterseite des Tisches bedienen sollte.

Dafür war das Anbringen von meh-reren Löchern zur Durchführung von Sensortasten und Kleindisplays erfor-derlich, aber das ließ sich sicher leicht realisieren. Die Bedienung von der Unterseite her hatte den Vorteil, daß damit die Zuschauer von den eigent-lich wichtigen Vorgängen auf der Oberseite abgelenkt werden würden. Pokerface brauchte dabei nicht zu wissen, daß er gar nicht am eigentli-chen Experiment mitwirkte.

Ellert schloß den ersten Takt seiner Überlegungen ab. Er erläuterte dem Waistokyer ein paar Grundfakten sei-ner Gedanken, so daß er sich allmäh-lich mit seiner Aufgabe vertraut ma-chen konnte. Dann begann der Terra-ner mit der Auflistung der Geräte für die Demonstration. Er mischte dabei die wirklich erforderlichen Geräte ge-schickt mit denen, die allein der Ab-lenkung dienen sollten.

Was er tatsächlich benötigte, war nicht viel. Er brauchte einen kleinen Sender für hyperenergetische Impul-se, eine Logikschialtung zur Erzeu-gung der zu sendenden Impulsstruk-turen (die die Amimotuo anregten), ei-ne Empfangseinrichtung für die hyperenergetischen Sendungen der Amimotuo selbst, sowie ein Trans-formgerät, das diese Informationen auf einer Bildwand mit akustischen Einrichtungen zur Darstellung brin-gen konnte.

Zjumandiok verfolgte äufmerksam die Tätigkeit des Terraners und be-wies dabei, daß er mit seinen kaum erkennbaren Sinnen und seiner andersartigen Mentalität und Intelli-genz sogar die schriftlichen Notizen ausgezeichnet verstehen konnte. Er wiederholte leise die Worte, die er le-sen konnte.

»Es fehlen Zitronen auf deiner Li-ste«, bemerkte er ganz plötzlich. Ernst Ellert startete verblüfft den Undurch-schaubaren an.

»Zitronen?« wiederholte er. Jetzt fiel ihm verschwommen ein, daß er von diesen Früchten in der vergange-nen Nacht geträumt hatte. Und daß er so etwas wie Zitronen auf dem Ar-beitstisch des Geheimdienstchefs ge-sehen hatte, war ihm noch voll und ganz bewußt. »Wieso Zitronen?«

»Das weiß ich auch nicht«, erklang die seltsame Antwort. »Seit meiner Ankunft hier habe ich keine Zitronen gesehen, und doch tauchen sie immer wieder in meinen Gedanken auf. Das sind erste Hinweise auf Möglichei-ten, in die Zukunft zu sehen. Die Früchte scheinen auch für die hiesi-gen Karaponiden nicht ohne Bedeu-tung zu sein. Noch kann ich diese Bil-der nicht deuten, aber mir scheint, du solltest bei deinem Aufbau des Expe-riments mit der Amimotuo nicht auf sie verzichten.«

»Du versetzt mich in leichte Ver-wunderung«, gab Ellert zu. »Ich habe in der letzten Nacht von Zitronen ge-träumt. Und auf Daok-Demms Tisch befand sich eine Schale mit Früchten, die wie Zitronen aussahen. Hat das et-was zu bedeuten?«

»Ich weiß es noch nicht, mein neuer Freund. Jedenfalls wäre es besser, wenn du welche anforderst.« Ellert tat es.

Als Fhey-Djon kam, übergab er ihm diese erste Teilliste und bat um schnelle Erledigung. Daok-Demm sollte den Eindruck gewinnen, daß er unverzüglich aktiv geworden war.

Der Kerkerwächter erklärte, daß die beiden Gefangenen sich nun in einem weiteren Bereich des Gefängnistrakts bewegen durften, zu dem auch besse-re Hygieneeinrichtungen, sowie zwei Automaten mit reichhaltigen Speisen und Getränken gehörten. Diese durf-ten sie selbst bedienen.

Dann eilte Fhey-Djon davon, um die Liste abzuliefern, und Ellert war mit Zjumandiok wieder allein. Die beiden

holten sich eine kleine Mahlzeit und machten es sich in Ellerts Zelle so be-quem, wie es möglich war. Sie aßen eine Weile schweigend, und Ellert be-obachtete interessiert, wie Zjuman-diok mit einem Hautlappen die Nüsse und Körner faßte und blitzschnell in der kaum erkennbaren Öffnung auf der Körperoberseite verschwinden ließ. Das Wesen war sicher ein für Bio-logen interessantes Geschöpf, denn es ähnelte keiner Ellert bekannten Le-bensform. Aber hier war weder der Ort noch die Zeit, sich mit solchen wissenschaftlichen Überlegungen zu befassen.

Nach dem Essen kramte der Waisto-kyer mit einem verlängerten Hautlap-pen aus einer Körperfalte mehrere kleine Holzstückchen hervor. Er schüttelte sie und warf sie dann in die Luft. Sie fielen durcheinander zu Boden.

»Was soll das nun wieder?« fragte Ernst Ellert.

»Eine wirkungsvolle Methode, in die Zukunft zu sehen«, behauptete Po-kerface mit dem Brustton der Überzeugung. »Ich will herausfinden, ob dein Experiment Erfolg haben wird und welche Bedeutung die Zitronen bei...«

»Moment mal!« unterbrach ihn der Terraner scharf. Er bückte sich, raffte die Holzstückchen schnell zusammen und steckte sie in die Tasche. »Diesen Unsinn mache ich nicht mit.«

»Du verstehst eben nichts von Wahrsagerei«, klagte der Waistokyer. »Du willst gar nicht in die Zukunft sehen.«

»So ist es ganz und gar nicht, kleiner Freund.« Ellert schüttelte bedauernd den Kopf. »Du kannst mir ruhig glauben,

daß ich mehr davon verstehe, als alle Waistokyer zusammen. Ich selbst war einmal vor langer Zeit in der Lage, die wahrscheinliche Zukunft zu erkennen und ... aber lassen wir das. Es führt zu nichts. Und du solltest endlich einsehen, daß deine Wahrsagerei nur Scharlatanerie ist.«

»Du wolltest mir dazu schon gestern etwas sagen«, antwortete Zjuman-diok. »Egal, was es ist. Ich glaube an meine Fähigkeit. Ich weiß, daß ich manchmal etwas aus der Zukunft erkennen kann. Und meine Hölzchen, die Sternbilder oder andere Hilfsmittel ermöglichen das.«

»Wir haben etwas Zeit, Pokerface.« Ellert schluckte den letzten Bissen hinunter und nahm einen Schluck klaren Wasser. »Ich werde dir erklären, wie es sich mit der Wahrsagerei verhält.«

»Da bin ich neugierig, denn ich habe in der Zukunft gesehen, daß ich von dir wichtige Dinge erfahren werde.«

»Das hast du gesehen.« Der Terraner lächelte etwas mitleidig. »Dann paß gut auf. Alle denkenden Lebewesen stellen sich von Zeit zu Zeit die Frage, wie wohl ihre Zukunft aussehen könnte. Staatsmänner tun dies ebenso wie kleine Leute. Irgendwo in ihnen schlummert die Vorstellung, daß sie mit Kenntnis der Zukunft ihr Leben besser gestalten könnten oder größere Erfolge hätten, egal auf welchem Gebiet. Bereits hier liegt der erste Trugschluß.«

»Wieso?«

»Wenn jemand seine positive Zukunft wirklich kennen würde, dann würde diese doch eintreten, egal ob er sie kennt oder nicht. Und wenn er etwas über eine traurige tatsächliche Zukunft erfährt, wird er diese auch nicht ändern können. Die Kenntnis einer realen Zukunft würde also gar nichts ändern.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist ja auch viel komplizierter. Aus jedem Zeitpunkt heraus existieren unzählige verschiedene Möglichkeiten der eigenen Zukunft. Was möglich ist, wäre das Erkennen von Wahrscheinlichkeiten in der Zukunft. Das hat aber mit Wahrsagerei nichts zu tun.«

»Das sagst du.«

»Die meisten Lebewesen«, fuhr Ernst Ellert unbeirrt fort, »empfinden ihr Leben als einen verwirrenden und frustrierenden Prozeß. Es wird von nicht kalkulierbaren oder eben nicht vorhersehbaren Fakten beeinflusst. Das führt zu einer ständigen Verunsicherung und weckt den Wunsch, etwas von der Zukunft zu erkennen. Sie glauben unwillkürlich, mit Kenntnis der Zukunft - und möge es sich nur um ein paar Bröckchen daraus handeln - den richtigen Kurs durch ihr gefährliches und unsicheres Dasein steuern zu können.«

»Damit bestätigst du die Daseinsberechtigung meines Berufs«, erklärte Zjumandiok. »Die Lebewesen brauchen Wahrsager.«

Ellert ging nicht darauf ein.

»Um die Ängste, die Zweifel, die Enttäuschungen und die Verantwortung auszuschalten«, erläuterte er weiter, »die mit Entscheidungsprozessen oder dem Überwinden von Problemen Hand in Hand gehen und die immer und überall unvermeidlich sind, suchen die Lebewesen nach Patentlösungen. Sie entwickeln daher in jeder Zivilisation mehr oder weniger stark die Vorstellung, Antworten aus der Zukunft könnten ihnen dabei helfen.«

»Das können sie auch«, beharrte Po-kerface. »So ist es.«

»Ich sage dir, wie es ist. In jedem Zeitalter, in jeder Kultur, in fast jedem Volk haben sich immer ein paar besonders Schlaue gefunden, die diese Schwäche ihrer Zeitgenossen erkannt haben und daraus Profit schlugen. In meinem Volk gab es seit jeher Orakel, Hexen, Schamanen, Sterndeuter, Weissager, Seher, Auguren, Kartenleger, Handleser und was der Wahrsager mehr sind. All das, was sie taten, ist totaler Mummenschanz ohne den geringsten Anspruch auf Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit.«

»So kann man das nicht sagen«, empörte sich Pokerface.

»Doch!« Ellert blieb gnadenlos hart. »Es ist Wahrsagerei, von wahren Wissenschaftlern Divination oder



Mantik genannt. Diese Wahrsagerei ist ein schlimmes Übel, denn sie schwächt die Lebewesen. Sie nimmt ihnen die -Pflicht und die Notwendigkeit ab, ei-gene Entscheidungen zu treffen und für diese Verantwortung zu tragen. Sie lähmt Initiativen und schiebt Ereignisse einem fiktiven Bereich zu, den man angeblich nicht beeinflussen kann. Sie baut den Irrglauben an eine Vorhersehung auf und verwandelt das Denken in stumpfsinnige Hingabe an scheinbar nicht änderbare Dinge.«

»Du siehst das alles sehr negativ«, klagte das pechschwarze Wesen. »Ich konnte mich davon gut ernähren.«

»Es ist negativ«, bekräftigte Ellert. »Daß du von der Wahrsagerei leben kannst, mag gut für dich sein. Nur für dich, aber nicht für die, denen du et-was vorgeschwätzt hast. Und sonst ist nichts Positives daran. Du kannst nicht einmal beurteilen, welches Un-heil du schon angerichtet hast.«

»Ich bin mir keiner Untat bewußt.« »Das spricht für deine Oberfläch-lichkeit. Aber lassen wir das jetzt.

Wenn wir in den nächsten Tagen Zeit finden, werde ich dir mehr erzählen. Über Sterndeuterei, über das Wahrsa-gen aus hingeworfenen Holzstöck-chen und über andere unsinnige Din-ge. Für heute ist Schluß. Morgen er-warte ich die ersten Geräte, und dann gibt es viel für uns zu tun.«

Ellert reichte Zjumandiok die Holz-stöckchen, und dieser ließ sie stumm in einer Körperfalte verschwinden.

6.

Die nächsten zehn Tage dienten der Vorbereitung der Demonstration. In dieser Zeit kamen sich Ellert, Zjuman-diok und Fhey-Djon näher. Sie arbei-teten gut und sachlich zusammen, was vor allem daran lag, daß der Waistoky-er das Thema Wahrsagerei nicht mehr anschnitt.

Die von Ellert geforderten Geräte waren am dritten Tag vollzählig vor-handen. Nur die bestellten gelben Früchte waren nicht geliefert worden. Einen Grund dafür erfuhr Ellert nicht, und auch Fhey-Djon wußte dazu nichts zu sagen.

Zu diesem Zeitpunkt teilte Fhey-Djon ihm mit, daß er von Daok-Demm beauftragt worden war, die Gefange-nen genau zu beobachten und alles Verdächtige zu melden. Für positive Ergebnisse hatte ihm der karaponidi-sche Geheimdienstchef die Freistel-lung vom Dienst als Kerkerwächter und die Rückkehr zur Raumflotte in Aussicht gestellt.

Die Preisgabe dieser Information unterstrich, daß sich der Einohrige ganz auf die Seite der beiden Gefange-nen gestellt hatte. Ellert registrierte das mit Zufriedenheit.

Auch als Daok-Demm ein Abhörsy-stem durch den Wächter einschmug-geln ließ, informierte dieser den Terra-ner. Fortan wurden im Vorbereitungs-raum, wo Fhey-Djon das Gerät gemäß der Anweisung Daok-Demm installie-ren mußte, nur förmliche Gespräche geführt. Draußen auf dem Korridor nahe den beiden Nahrungsautomaten hingegen fühlte man sich unbeobach-tet und nicht belauscht.

Fhey-Djon berichtete zwischen-durch, daß er sich mit seinem Freund Quoas-Dryak getroffen hatte und daß dieser zusammen mit ein paar anderen Karaponiden bereit war, Vorbereitun-gen für eine Flucht der Gefangenen zu treffen. Eine Gegenleistung wurde nicht erwartet, es sei denn, Ellert konnte den Widerständlern mehr über den geheimnisvollen Simed Myrrh sa-gen. An diesem Problem knabberte der Terraner aber noch selbst herum. Etwas Genaueres über die Fluchtmög-lichkeiten konnte Fhey-Djon zunächst noch nicht mitteilen. Immerhin, die Weichen waren gestellt.

Pokerface lernte seine Lektion sehr schnell. Seine Aufgabe würde darin bestehen, eine Licht- und Tonschau ablaufen zu lassen, während Ellert mit der Amimotuo arbeitete. Äußerlich würde kaum zu erkennen sein, daß diese beiden Vorgänge nichts mitein-ander zu tun hatten.

Ellert baute nicht nur alles auf, was unmittelbar für die Demonstration be-nötigt wurde. Er konnte sich leicht ausmalen, daß er handfeste Beweise liefern mußte. Das hieß konkret, daß die Amimotuo etwas vorführen sollte, was die Karaponiden nicht nur über-zeugte, sondern auch etwas, das ihren persönlichen Erfahrungen der Ver-gangenheit entsprach oder etwas, das in ihrer näheren Zukunft passieren können würde. Dabei drehte es sich vor allem um die Auseinandersetzun-gen mit den Ingkoom-Hauri. Eine schmeichelhafte Prognose, eine ge-künstelte Version, so etwas mußte vor-geführt werden. Und solche Dateien bereitete der Terraner heimlich vor.

Im Zug dieser gesamten Vorberei-tungen traf Ellert eine weitere Maß-nahme. Er war ja nun schon mehrere Tage von der Amimotuo getrennt und hatte sie daher nicht mit neueren In-formationen versorgen können. Dank Kytoma war es ihm möglich geworden, auf dem Kristallfragment ein paar kleine private Dateien anzulegen. Und diese wollte er auf dem laufenden hal-ten. Sicher, die Zukunft der Amimo-tuo war ungewiß. Es ließ sich auch nicht absehen, ob er sie wieder in sei-nen Besitz bekommen würde. Aber unabhängig von diesen Fragen war der Terraner bestrebt, seine Dateien zu füllen.

Unauffällig hatte er einen weiteren entsprechenden Datensatz vorberei-tet, der nur noch aus einem

normalen positronischen Speicher in die Ami-motuo übertragen werden mußte. Da-zu und für die Darbietungen der De-monstration benötigte er natürlich den Kristall selbst, und den würde Daok-Demm nicht ohne weiteres her-ausrücken.

Die Gelegenheit zur Verwirklichung

dieses Vorhabens ergab sich am elften Tag nach dem letzten Gespräch mit dem Geheimdienstchef, denn da kam Fhey-Djon in den Experimentierraum gerannt. Er stürzte auf Ellert zu, der gerade noch einmal mit Zjumandiok alle Phasen von dessen »Show« durchsprach. Die Mithöreinrichtung hatte der Terraner vorübergehend außer Betrieb gesetzt.

»Daok-Demm kommt! Er ist auf dem Weg hierher!« sprudelte der Ker-kerwächter aufgeregt hervor. Der Terraner machte eine Geste mit den Händen, die Fhey-Djon beruhigen sollte. »Ich habe nichts zu verbergen, und dieser Besuch ist mir sogar sehr willkommen. Du sagst am besten gar nichts und spielst nur den Wächter.«

»Natürlich.« Fhey-Djon wandte sich schon wieder ab. »Ich muß nach vorn, um Daok-Demm zu empfangen. Hof-fentlich geht alles gut.«

»Du bist nervös«, stellte Ernst Ellert fest. »Dazu besteht kein Grund, mein Freund. Laß Daok-Demm kommen!«

Als Fhey-Djon verschwunden war, schaltete der Terraner die Abhörein-richtung wieder ein und sagte ein paar belanglose Dinge, so daß der Ein-druck entstehen mußte, daß er gerade mit Zjumandiok den Raum betreten hatte.

Kurz darauf erschien der Karaponi-de in Begleitung zweier Artgenossen, die Ellert nicht kannte.

Vermutlich handelte es sich um Wissenschaftler. Fhey-Djon blieb draußen auf dem Korridor, und Zjumandiok verhielt sich still in einer Ecke des Experimen-talraums.

Die drei Ankömmlinge betrachteten zunächst stumm den gesamten Auf-bau auf dem Tisch. Da alle Geräte des-

aktiviert waren, ließ sich nicht viel er-kennen. Ein bestimmtes System ließ sich auch für geschulte Augen aus dem Gesamtaufbau nicht ablesen. Das hatte Ellert absichtlich so veranlaßt.

»Wie weit bist du mit deinen Vorbe-reitungen?« fragte Daok-Demm schließlich.

»Fast fertig«, antwortete Ellert. »Ich brauche vielleicht noch zwei Tage für die notwendigen Tests. Für einen da-von benötige ich die Amimotuo.«

Daok-Demm verzog unwillig das Gesicht. Diese Forderung schien ihm nicht zu gefallen. Ellert hakte sofort nach

»Ohne Generalprobe mit dem Ob-jekt selbst kann ich nicht für einen Er-folg garantieren«, erklärte er. »Ich brauche die Amimotuo für minde-stens eine Stunde. Du oder deine Leu-te können der Generalprobe natürlich beiwohnen. Neben dem Test muß ich Zeiten ermitteln, in denen die Amimo-tuo bereit ist, Informationen abzu-geben.«

Daok-Demm zog sich in eine Ecke zurück. Dort tuschelte er kurz mit sei-nen beiden Begleitern. Dann wandte er sich wieder an den Terraner.

»Du bekommst den Kristall noch heute für genau eine Stunde«, sagte er. »Meine beiden Spezialisten werden ihn bringen und dich beaufsichtigen. Du wirst es nicht wagen, etwas Fal-sches zu tun. Denk an mein Krumm-schwert!«

Der Terraner nickte zustimmend. So war er's zufrieden.

Die drei Feliden gingen. Ellert starr-te ihnen nachdenklich hinterher, bis sich Pokerface mit einem leisen Pfei-fen meldete und zur Tür eilte. Das

konnte nur bedeuten, daß er ihm et-was Vertrauliches mitteilen wollte.

Draußen an den Automaten sagte der Waistokyer dann:

»Ich habe natürlich verstanden, was sie geflüstert hatien. Daok-Demm hat den beiden Spezialisten befohlen, dir zunächst eine Imitation der Amimo-tuo zu geben, die sie inzwischen ange-fertigt haben. Sie wollen damit testen, ob du ehrlich arbeitest.«

»Für wie primitiv halten die mich!« Der Terraner mußte lächeln.

Die beiden karaponidischen Spezia-listen kehrten schon bald zurück. In ihrer Begleitung befand sich nun ein Roboter, der auf einem Tablett die Amimotuo trug. Ferner befand sich auf dem Tablett eine Zitronenfrucht, und das irritierte den Terraner doch sehr.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte er mißtrauisch.

»Eine Anordnung von Daok-Demm«, erklärte einer der beiden Fe-liden. Mehr war ihm nicht zu ent-locken. Ellert nahm die Amimotuo und leg-te sie in die Haltevorrichtung auf dem Experimentiertisch. Dabei prüfte er ihr Gewicht, aber er konnte nichts Auffälliges feststellen. Auch andere Hinweise darauf, daß es sich um

eine Imitation handelte, entdeckte er nicht.

»Ist etwas nicht in Ordnung mit dem Objekt?« fragte der eine Karaponide scheinheilig.

Ellert ahnte, daß sie ihm irgendwo eine Falle gestellt hatten, aber er durchschaute dies noch nicht. Also hieß es abwarten. Er gab Zjumandiok ein Zeichen, woraufhin dieser mit sei- 'nem Ablenkungsprogramm in der ein-fachsten Form begann. Dann schaltete

er seine Geräte ein. Jetzt mußte es sich zeigen, daß die Amimotuo nicht echt war. Oder hatte Daok-Demm bewußt diese Flüsterinformation verbreitet? Natürlich! Der Karaponide wußte si-cher, daß der Waistokyer ausgezeich-net hörte.

Der Terraner wählte die Impulsfolge für eine einfache Standarddatei. Die Amimotuo sprach sofort darauf an, und damit gab es keinen Zweifel mehr.

Dies war keine Imitation! Die Ami-motuo war echt.

In schneller Folge und ohne Kom-mentar führte Ellert nun ein paar Tests durch. In diese schleuste er die vorbereitete Informationsübertragung ein. Das alles dauerte einige Zeit, in der er wenig zu tun hatte, während Po-kerface mit einer Vielzahl von Klän-gen und Lichterscheinungen für stän-dige Unruhe sorgte. Die beiden Feliden verhielten sich

stumm. Als Ellert ihnen zwischen-durch einen Blick zuwarf, stellte er fest, daß die Zitrone vom Tablett des Roboters verschwunden war. Er grü-belte kurz, was das wieder zu bedeu-ten haben könnte, aber er fand auch jetzt keine Antwort.

Als die Versuche beendet waren> legte er die Amimotuo auf das Tablett zurück.

»Ihr könnt Daok-Demm mitteilen«, sagte er, »daß die Demonstration übermorgen stattfinden kann. Meine Vorbereitungen sind abgeschlossen. Ich muß nur noch zwei Tage abwar-ten, bis sich die entsprechenden Da-teien der Amimotuo auch öffnen lassen.«

In Wirklichkeit plante Ellert diese Zeit ein, um weitere Gespräche mit Fhey-Djon zu führen und um so Fluchtmöglichkeiten vorzubereiten.

Die beiden Karaponiden und der Roboter entfernten sich kommentar-

## Bild 1

los. Zurück blieb ein nachdenklicher Ernst Ellert.

\*

Der Tag der Vorführung war ge-kommen.

Ernst Ellert konnte zunächst kaum Einfluß auf das Geschehen nehmen. Eine Schar von Karaponiden erschien im Gefängnistrakt und verlud in Win-deseile die gesamte Einrichtung zur Demonstration auf kleine Schwebe-plattformen. Fhey-Djon war bei der Aktion überhaupt nicht zu sehen. Ver-bale Einwände stießen auf nahezu tau-be Ohren.

»Anordnung von Daok-Demm«, hieß es nur knapp.

Das Gesetz des Handelns war dem Terraner damit schon früh genommen worden. Das beunruhigte ihn etwas, denn so recht verstand er die Ziele der Karaponiden nbch immer nicht, auch wenn er inzwischen viele Nächte mit Fhey-Djon diskutiert hatte.

Er und »Pokerface« Zjumandiok wurden von schweigenden Karaponi-den in eine Kiste gesteckt, die der fatal ähnelte, mit der Ellert schon einmal zu Daok-Demm befördert worden war. Die Bestrebungen der Feliden, die Ge-fangenen über die räumlichen Ver-hältnisse im Ungewissen zu lassen, wurden auch jetzt sehr deutlich. Ein-wände hätten nichts geholfen. Also schwieg Ellert.

Auch Zjumandiok verhielt sich ru-hig, als der Transport in fast völliger Dunkelheit begann. Dann stieß er plötzlich heftig seinen Atem aus der oberen Körperöffnung und sagte:

»Ich sehe die Zitronen. Sie verfolg-ten mich. Sie sind etwas von größer

Bedeutung in der Zukunft. Sie sind auch bei dir. Ich erkenne etwas Wich-tiges aus der Zukunft, aber ich erken-ne nicht die Funktion der Zitronen.«

»Laß deine Zukunftsdeutereien, mein Freund!«

»Ich kann nicht. Ich sehe den Tod. Vielleicht ist es mein Tod, vielleicht deiner. Die Zitronen sind schuld daran.«

Ernst Ellert ging nicht mehr auf die-ses Gerede ein. Daraufhin schwieg auch der Waistokyer. Sie warteten den Moment ab, an dem die Kiste geöffnet wurde.

Der Raum, in dem sie der Kiste ent-steigen konnte, war ein wahrer Prunk-saal von beachtlichen

Ausmaßen und angefüllt mit Glitzer und Pomp, Gold und Purpur. Ellert empfand die Säulen, Stores und Wandverkleidungen als ausgesprochen geschmacklos und typisch für einen diktatorischen Herrscher, der sich in seiner seelischen Einsamkeit mit den Insignien einer verlogenen Pracht umgab. Daher schenkte der Terraner den Einzelheiten der überzogenen Aufmachung in der Halle kein weiteres Augenmerk.

Vor einem Podium mit sieben Sitzgelegenheiten hatten die Karaponiden den Experimentiertisch aufgebaut. Die Bildwand stand seitlich, so daß sie von allen Plätzen gut eingesehen werden konnte. Roboter beeilten sich, als sie den Transportbehälter aus dem Raum entfernten.

An den drei hohen Eingängen hatten sich bewaffnete Feliden postiert, die keine Miene verzogen, als prächtig gekleidete Uniformierte eintraten. Drei davon erkannte Ernst Ellert. Voran ging Daok-Demm, dahinter folgten

die beiden Wissenschaftler, die er schon im Gefängnis erlebt hatte.

Bei den weiteren Karaponiden schien es sich ebenfalls um Gehilfen des Geheimdienstchefs zu handeln, denn diese trugen ähnliche Uniformen. Die sieben Feliden stellten sich auf dem Podium vor den Stühlen auf und ließen den prächtigsten davon in der Mitte frei.

Ein Fanfarenchor erklang, und auf der Gegenseite öffnete sich ein weiteres Tor. Ellert war längst klar, daß nun der Supremrat höchstpersönlich erscheinen würde. Dem in eine prächtige Phantasieuniform gekleideten Karaponiden eilten Roboter voraus, die technische Geräte mühschleppten. Diese bauten ein transportables Energiefeld auf, das in mehreren Schichten den Herrscher umschloß. Ganz offensichtlich fürchtete Thoy-Dak selbst hier im Innersten seiner Gemächer um seine Sicherheit.

Der Supremrat nahm in der Mitte der sieben Stühle Platz und gab Daok-Demm mit einer Hand ein Zeichen. Die sechs Feliden setzten sich nach einer kurzen Verbeugung vor dem Herrscher ebenfalls hin. »Beginne, Ernst Ellert!« rief der Geheimdienstchef.

Der Terraner trat auf den Tisch zu. Die Amimotuo befand sich bereits an ihrem Platz in der Halterung. Erst jetzt entdeckte er einige Zitronen, die jemand zwischen die Geräte gelegt hatte. Er nahm eine davon prüfend in die Hand. Als er nichts Verdächtiges an ihr erkennen konnte und Daok-Demm einen Laut des Unwillens vernehmen ließ, legte er die Frucht an ihren Platz zurück.

Ellert gab Pokerface ein Zeichen.

Dieser begann mit seinem Ablenkungsspektakel, während der Terraner zunächst den ganzen Aufbau noch einmal kurz überprüfte. Er rechnete auch jetzt mit einer Falle, aber er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. Ganz wohl war ihm dennoch nicht, aber das durfte er sich jetzt nicht anmerken lassen. Das Programm hatte sich der Terraner bei den Vorbereitungen längst zu-rechtgelegt. Er begann mit einem Paukenschlag, nämlich mit der Vorführung einer Datei, die einen bekannten Abschnitt der Geschichte der Kartanin aus der fernen Vergangenheit behandelte.

Vor rund 50 000 Jahren gelangte damals das Gigantschiff NARGA SANT von Tarkan ins Standarduniversum, in dem jetzt alle Kartaninvölker lebten. Die Legenden um dieses Ereignis lebten ebenso wie die sachliche Überlieferung. Diese Datei war vor allem deshalb besonders gut geeignet, weil sie pompös aufgebaut war und damit gut zum Gehabe des Supremrats und der Einrichtung der Prunkhalle paßte. Wohlklingende Kommentatoren und auf die Feliden abgestimmte Musik sorgten für einen ausgezeichneten Effekt.

Den Feliden war schon jetzt anzusehen, daß ein Funke der Begeisterung auf sie übersprang. Nur Thoy-Dak mimte den völlig Beherrschten, aber seine Augen funkelten begierig.

Die Bildwand wechselte zwischen zweidimensionalen Bildern bei eingefügten, verbindenden Kurzkommen-taren und ausführlichen dreidimensionalen Büdern, die absolut echt und lebendig wirkten.

Schon sehr bald entstand bei den Betrachtern der Eindruck, daß sie diese Szenen persönlich miterlebten. Auch Thoy-Dak begann, unruhig auf seinem Prunksessel hin und her zu rutschen.

Dieser Teil der Darstellung dauerte fast eine Stunde, und er schlug die Feliden voll in den Bann. Ernst Ellert wechselte dann nach einer kurzen Ankündigung die Szene und blendete Ereignisse ein, die der jüngsten Vergangenheit entstammten.

Viel Material über die Ingkoom-Hauri und ihre Kämpfe mit den Karaponiden hatte er nicht, aber es reichte aus, um auch damit zu überzeugen. Bei den Vorbereitungen zu dieser Datei hatte er dafür gesorgt, daß die Feliden entsprechend positiv in den Vordergrund gestellt wurden. Die Eitelkeit des Diktators hatte Ellert bewußt einkalkuliert.

Auch diese Demonstration der Amimotuo wirkte nachhaltig. Der Supremrat nickte mehrfach wohlwollend.

Dann ergriff Ellert erstmals das Wort.

»Zur folgenden Datei muß ich vor-weg etwas sagen«, erklärte er. »Ich versuche nun, die gegenüber Daok-Demm bereits erwähnten Einblicke in eine wahrscheinliche Zukunft aus der Amimotuo auszulesen. Ich weiß nicht, ob das zum gegenwärtigen Zeitpunkt gelingt.«

»Ein Blick in die Zukunft?« Der Herrscher schnaubte zufrieden. »Da bin ich aber gespannt.«

Ellert tat, als ob er besondere An-strengungen unternehmen würde, und Zjumandiok wirbelte noch ver-rückt mit den Zusatzeinrichtungen herum. In Wirklichkeit las der Terra-ner eine selbst angelegte Datei aus, de-

ren Inhalt er erst im Zug der Vorberei-tungen zur Gänze aufgebaut hatte. Die bildliche Darstellung war unvollkom-men und nur zweidimensional, aber das paßte durchaus zu einer Präsen-tation einer »wahrscheinlichen Zu-kunft«.

Eine hohle Stimme erklang und ver-kündete, daß der Herrscher der Kara-poniden, der Sohn Thoy-Daks und Kaiser sein Volk in eine noch größere Zukunft führen würde, die natürlich auf den Leistungen seines Vaters auf-baute. Simed Myrrh wurde dabei nicht erwähnt. Die Ingkoom-Hauri würden endgültig besiegt werden, das Reich gefestigt. Dazu wurden sche-menhafte Bilder der Zukunft gezeigt, hinter denen man alles Mögliche ver-muten konnte, die aber insgesamt das untermalten, was der unsichtbare Sprecher verkündete.

Zum Schluß brachte diese angebli-che Datei aus der Zukunft einen Satz, den Ellert ganz bewußt hier eingebaut hatte. Der Sprecher sagte nämlich:

»Und all diese Erfolge wird der jun-ge Kaiser der Karaponiden im Geist des Simed Myrrh von Lokvorth erzie-len, wenngleich der Sohn der Kosmo-kratin Ghe-Zil nie mehr seinen Fuß auf Karapon setzen wird und fortan nur noch in der Erinnerung aller leben wird. Aber auch die Rätsel, die Simed Myrrh von Lokvorth zu seinem Ver-schwinden hinterlassen hat, lassen sich lösen.«

Das mußte die Gemüter seiner Zu-hörer erregen. Und in der Tat war es so.

Die Schrift, die nun auf der Bild-wand erschien, wurde kaum noch be-achtet. Auch sie hatte der Terraner in

weiser Voraussicht an diese Stelle der Demonstration gesetzt:

**SPERRUNG ALLER DATEIEN FÜR ZWEI ZEITEINHEITEN.**

»Das war sehr überzeugend, Ernst Ellert!« Der Supremrat war aufgestan-den, und mit ihm die anderen Feliden. »Ich bin an den weiteren Informatio-nen der Amimotuo sehr interessiert. Daher erhebe ich dich in den Status eines *Persönlichen Beraters*, was eine große Ehre für dich bedeutet.«

Ellert sah dem Gesicht Daok-Demms an, daß diesem das nicht sehr gefiel. Für seine Ziele brauchte Ellert aber die Gunst des karaponidischen Geheimdienstchefs. Um Informatio-nen über den Sohn der Kosmokratin Ghe-Zil zu bekommen oder Fluchtwe-ge zu finden, nützte ihm der direkte Kontakt mit dem Supremrat wenig. Und Daok-Demm als Gegner, das war nach allem, was Fhey-Djon berichtet hatte, fast tödlich. Er durfte den losen Kontakt, den er zu Daok-Demm be-reits geknüpft hatte, unter keinen Um-ständen abreißen lassen.

»Wenn ich einen Vorschlag machen darf, hoher Herr«, flehte Ellert ge-konnt unterwürfig, »dann möchte ich darum bitten, die weiteren Auswer-tungen der Dateien der Amimotuo, die sehr zeitraubend und schwierig sein werden, gemeinsam mit dem würdi-gen Daok-Demm und seinen Speziali-sten durchführen zu dürfen. Die Er-gebnisse sind natürlich für dich allein bestimmt, aber um die Amimotuo aus-zuwerten, brauche ich Zeit und tech-nisches Gerät und Helfer von der Qua-lität Daok-Demms.«

Den Geheimdienstchef zog er damit ganz schnell auf seine Seite. Und ei-gentlich kam er damit auch den Vor-stellungen des Supremrats entgegen.

Thoy-Dak zögerte nicht lange mit seiner Antwort:

»Ein guter Vorschlag, Ernst Ellert. Auch wenn ich dich zum *Persönlichen Berater* geadelt habe, du bleibst ein Leibeigner und unter ständiger Auf-sicht. In deiner Unterkunft wird man dir weitere Vergünstigungen einräu-men, und Daok-Demm wird gemein-sam mit dir die weiteren Geheimnisse der Amimotuo ergründen. Ich erwar-ten wöchentlich einen ausführlichen Bericht über die Fortschritte. Und nun seid ihr alle entlassen.«

Ellert atmete unhörbar auf. Damit hatte er einen wichtigen Schritt in Richtung seiner Ziele getan.

Thoy-Dak trat auf ihn zu und legte ihm eine dünne Kette um den Hals, an der ein smaragdähnlicher Stein bau-melte, der nicht größer war als die Kuppe eines menschlichen Daumens. Die anderen Karaponiden verfolgten die überraschende Prozedur teil-nahmslos.

»Lege dieses Symbol nicht ab«, sag-te der Supremrat streng, »bis ich selbst es befohlen habe. Es zeichnet dich als *Persönlichen Berater* des Herrschers aus. Wenn du dich dieser Anweisung widersetzt,

könnte es deinen Tod bedeuten. Denke stets daran!«

7.

Die angekündigten Vergünstigungen fielen etwas kärglicher aus, als Ellert erwartet hatte. Er bekam in seiner Zelle eine Bildsprechverbindung eingerichtet, die ihm den direkten Kontakt zu Daok-Demmn oder einem seiner Vertreter erlaubte. Das war aber auch schon alles. Immerhin, einfache Terminabsprachen über die weiteren Arbeiten oder das Anfordern von zusätzlichen technischen Geräten war jetzt einfacher.

In der ersten stillen Stunde nach der Demonstration vor dem Supremrat untersuchte der Terraner die Kette mit dem dunkelgrünen Stein, aber er konnte nichts Verdächtiges daran erkennen. Auch eine Überprüfung mit den Geräten seines Experimentiertisches, die ihm wieder vollzählig nach der Demonstration zur Verfügung standen, erbrachte kein Resultat. Es schien sich um einen reinen Schmuckstein zu handeln.

Bei der nächsten Gelegenheit fragte Ellert den Kerkerwächter Fhey-Djon nach dem Sinn des Steins, aber der Einohrige war ratlos. Er hatte weder von einem solchen Symbol bisher etwas gehört, noch sagte ihm der angebliche Rang eines *Persönlichen Beraters* etwas.

Ernst Ellert stufte daher das Anhängsel ebenso wie das Gehabe um die zitronenähnlichen Früchte als belanglos ein.

Zjumandiok wurde auf Ellerts Bitte keinen weiteren Verhören unterzogen. Er fungierte als Helfer bei den Versuchen, aber eigentlich hielt ihn der Terraner in seiner Nähe, weil er sonst fast ständig allein gewesen wäre und weil er etwas Mitleid mit dem entführten Waistokyer hatte.

In den nächsten Tagen traf der ehemalige Teletemporarier mehrmals mit Daok-Demmn zusammen. Auch jetzt ließ ihn der karaponidische Geheimdienstchef stets nur in einer Kiste ohne Sichtmöglichkeit transportieren, so daß er von seiner Umgebung nichts wahrnehmen konnte. Dem Terraner gefiel das nicht, und es bestätigte auch das Mißtrauen, mit dem man ihm unverändert begegnete. Daran ändern konnte er allerdings auch nichts.

Zunächst tröstete Ellert Daok-Demmn mit neuen Informationen aus der Amimotuo. Er berief sich dabei auf die Sperrzeit von »zwei Zeiteinheiten«, die der Kristall von sich aus verkündet hatte. Diese Spanne bedeutete angeblich etwa sieben Standardtage auf Karapon. Daok-Demmn gab sich mit dieser Erklärung schnell zufrieden. Und Ellert gewann dabei den Eindruck, daß es dem Geheimdienstchef ganz gut in die persönlichen Pläne paßte, daß der Supremrat nicht zu schnell mit neuen Ergebnissen versorgt wurde. Ellert merkte dann sehr bald, daß Daok-Demmn weiterhin bemüht war, etwas über die wahren Ziele des Gefangenen in Erfahrung zu bringen. Dabei wählte er nun aber einen ganz anderen Weg. Er teilte Ellert relativ großzügig eine Reihe von Daten mit, die seine Organisation und auch die Gegner des karaponidischen Reiches betrafen.

Der Terraner konnte nur staunen, denn Daok-Demmn unterhielt ein weitverzweigtes Spionagenetz, das nicht nur in die militärischen Spitzenpositionen der ärgsten Feinde, der Ingkoom-Hauri, reichte, sondern auch eine Reihe anderer Imperien betraf.

»Ich werde über kurz oder lang erfahren«, erklärte er dazu selbstsicher, »wer dich geschickt hat, denn ich habe viele Drähte zu vielen Stellen.«

Für Ellert war dies der Beweis, daß

Daok-Demmn ihm immer noch nicht glaubte. Das wiederum war hinderlich, denn dadurch konnte Ellert nur schlecht etwas über die Dinge erfahren, die ihn besonders interessierten oder Alternativen zum Fluchtplan Fhey-Djons entwickeln.

Bei anderer Gelegenheit wurde der Terraner im Büro des Geheimdienstchefs Zeuge einer Agentenenttarnung. Er lernte daraus, daß nicht nur Daok-Demmn seine Spione bei den potentiellen Gegnern sitzen hatte, sondern daß es umgekehrt nicht anders war. Als er Daok-Demmn darauf ansprach, gab dieser das auch zu. Er sprach von einem kompliziert verschachtelten Netz der Spionage und von galaxisweiten Intrigen und Betrügereien.

»Ich kann keinem trauen«, fauchte Daok-Demmn. »Dir am wenigsten.«

Der Karaponide war sichtlich aufgebracht über den jüngsten Zwischenfall, bei dem einer seiner langjährigen Mitarbeiter aufgefliegen war. Ellert lächelte diesen Moment für günstig, um einen erneuten Vorstoß zu wagen.

»Ich kann dir deine Sorgen nachfühlen«, erklärte er. »Wenn die Amimotuo wieder spricht, werden wir diese Probleme angehen können. Ich habe dir meine Unterstützung angeboten, und daran halte ich mich.«

»Du bist nicht so selbstlos, wie du tust.« Daok-Demms Augen funkelten unwillig. »Du weißt auch, daß du

mit keinen weiteren Vergünstigungen zu rechnen hast, egal, was du aus den Speichern des Kristalls holst.«

»Ich bin nicht selbstlos«, räumte der Terraner bereitwillig ein. Das Gespräch verlief ziemlich genau in die Richtung, die er sich ausgemalt hatte.

»Ich erwarte eigentlich keine Vergünstigungen mehr.«

»Was denn?«

»Informationen. Es ist dir sicher nicht entgangen, daß ich über meine wahren Ziele bisher geschickt geschwiegen habe. Ich werde sie dir nun nennen, denn ich rechne mit deinem Entgegenkommen. Ich will dich nicht drängen, obwohl ich das mit dem verborgenen Wissen der Amimotuo könnte. Ich möchte, daß du aus freien Stücken Informationen lieferst, die die Amimotuo nicht besitzt.«

Daok-Demm starrte Ellert eine Weile stumm an. Dann donnerte er eine Faust auf den Tisch.

»Sprich!«

Ellert hatte längst beschlossen, Daok-Demm teilweise in seine Geheimnisse und Ziele einzuweihen, da er sonst buchstäblich auf der Stelle treten würde.

»Ich bin ein Sucher«, sagte er. »Du weißt, daß ich aus einer anderen Gala-xis komme. Ich habe nichts mit den Kartanin-Völkern zu tun, nichts mit den Splitter-Imperien der Hauri und nichts mit anderen Nationen Hangays. Die Spuren der Personen, die ich suche, weisen aber hierher. Nur deshalb bin ich hier.«

»Du mußt dich genauer ausdrücken!«

»Das werde ich tun, Daok-Demm. Zunächst suche ich nach einem männlichen Wesen, das mir sehr ähnlich ist. Sein Name lautet Testare, und auch er muß im Besitz einer Amimotuo sein.«

»Ich höre diesen Namen zum ersten Mal in meinem Leben«, antwortete Daok-Demm spontan, und Ellert hatte das untrügliche Gefühl, daß der Kara-ponide die Wahrheit sagte. »Auch ist mir nie etwas über eine andere Amimotuo zu Ohren gekommen. Und wenn ich davon nichts weiß, dann weiß es auch kein anderer Karaponi-de. Darauf kannst du schwören. Wert suchst du noch?«

Ellert merkte, daß ihm Daok-Demm plötzlich glaubte.

»Eine Frau«, antwortete er. »Ihr richtiger Name klingt wie Ghe-Zil oder Keh-Zil. Er lautet Gesil. Ich habe erfahren, daß der Mann, der vor Jahren hier auf Karapon weilte, mir oder Testare ähnelte, also vermutlich ein Terraner war. Ich spreche von Simed Myrrh von Lokvorth. Ich weiß, daß er sich als Sohn der Kosmokratin Ghe-Zil bezeichnete. Die Gesil, die ich suche, ist eine Kosmokratin. Mir ist die-ser Begriff, der in eurer Sprache ursprünglich nicht existierte, sehr wohl bekannt«

»Es ist nicht ungefährlich«, meinte Daok-Demm, »den Namen Simed Myrrh auszusprechen. Er war ein Großer, aber er verschwand ohne Grund und ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Was er hinterließ, war neben der Macht des Supremrats eine Portion Unsicherheit. Du ähnelst Myrrh, und das macht dich besonders verdächtig. Myrrh hat viel für uns getan, aber wir wissen nicht, warum er das tat. Auch das wirkt bei den Wissenden, bei Thoy-Dak oder bei mir, Fragen auf. Wenn du seine Mutter suchst, dann kann ich dir nicht helfen. Myrrh hat sie wohl einige wenige Male erwähnt, aber das ist alles. Sie hat für uns keine Bedeutung. Wen suchst du noch?«

»Ein weiteres männliches Wesen, den vermutlichen Entführer der Kosmokratin Ghe-Zil. Über ihn weiß ich fast nichts. Ich nenne ihn einfach den

Unbekannten oder den Entführer. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, hier mehr über diese Personen zu erfahren.«

Ellert vermutete seit längerem, daß Simed Myrrh mit jenem »Terraner« identisch war, der Kontakt mit Testare gehabt hatte und angeblich über Gesils Schicksal Bescheid wußte. Dieses Wesen hatte Testare nach Conjonk im Ashcan-System gelockt. Und Ellert war dieser Spur ja gefolgt. Aber all dies erwähnte er Daok-Demm gegenüber aus gutem Grund nicht.

»Weshalb wolltest du gerade hier etwas über diese Personen erfahren?« hakte der karaponidische Geheimdienstchef nach.

Nun legte der Terraner geschickt einen weiteren Köder aus.

»Die Amimotuo weiß nicht viel über diesen ganzen Sachverhalt und über die Personen, die ich suche. Aber sie hat mir schon vor längerer Zeit verraten, daß die Spur der Gesuchten nach Hangay führt. Und hier entweder zu den Karaponiden oder zu den Ing-koom-Hauri. Einige von diesen Personen müssen noch hier in der Nähe sein. Vielleicht sind sie Gefangene der Hauri. Ich hatte nicht die Zeit, das zu klären, denn ihr habt mich zu früh aus der Gewalt der Hauri geholt. Es ist auch möglich, daß sie im Auftrag anderer Mächtiger von den Hauri gefangen und inhaftiert wurden, vielleicht sogar im Auftrag dieses Simed Myrrh.«

»Das ist undenkbar«, warf Daok-Demm ein, aber das klang nicht sehr überzeugt. »Dafür gibt es weder

An-zeichen noch Gründe.«

»Vielleicht weil der wahre Mächtige zu geschickt ist. Aber lassen wir diesen Gedanken dahingestellt.« Ellert winkte ab. »Es gibt etwas viel Wichtiges. Denn da ist noch etwas, was die Amimoto mir verraten konnte. Es handelt sich um einen Blick in die Zukunft.«

Daok-Demms Blick bekam etwas Lauerndes.

»Es steht zweifelsfrei fest«, erklärte der Terraner, »daß das Schicksal Ghe-Zils und damit auch das aller Personen, die mit ihr in persönlichen Kontakt gerieten, wie der Unbekannte, wie Testare oder auch wie Simed Myrrh von Lokvorth, - ja, auch wie der, denn der muß ihr Sohn sein - ganz eng mit den Existenzfragen der großen Völker Hangays verknüpft ist.«

Der Schuß saß!

Ernst Ellert hatte damit sehr geschickt seine Interessen mit der Geschichte der Völker Hangays und mit der aktuellen Situation der Karaponiden verbunden. Und so übertrieben waren seine Worte nicht einmal gewesen, auch wenn einiges daran vielleicht nur als Spekulation einzustufen war.

Daok-Demm atmete tief durch. Seine Reaktion zeigte deutlich, daß er den Wahrheitsgehalt des Gehörten nicht anzweifelte.

Der Karaponide ging unruhig in sein Zimmer auf und ab. Er holte sich etwas zu trinken und nahm dann wieder Platz.

»Viel kann ich dir dazu nicht sagen«, begann er dann. »Und eigentlich ist es vertraulich, denn wir meiden die Erinnerung an Simed Myrrh, auch wenn das Volk ihn verehrt. Die wahre Verehrung muß dem Supremrat gelten

oder seinem Nachfolger, dem Kaiser von Karapon.«

»Ich bin für jede Information dankbar«, sagte Ellert. »Und ich kann sie mit Informationen aus der Amimoto bezahlen, die für dich lebenswichtig sind, mir aber nichts bedeuten.«

»Simed Myrrh war unser Schutzpatron, ein strategisches Genie, der Berater Thoy-Daks und vieles mehr.« Daok-Demm war nachdenklich, als er sprach. »Er hat einiges an Wissen hinterlassen, was nur wenigen Vertrauten bekannt ist. Er hat stets mit einer besonderen Erklärung den Ort seiner Herkunft, nämlich Lokvorth, erwähnt. Für uns Karaponiden hatte diese Welt natürlich keine Bedeutung. Ihn mußte aber sehr viel mit ihr verbinden. Lokvorth ist wohl mehr als eine normale Heimat. Das ist ein Punkt zu Simed Myrrh. Auch machte er eigentlich kein Geheimnis daraus, daß er nicht für immer bei uns verweilen würde, was natürlich dem Supremrat nicht gefiel. Gegenüber dem Volk wurde diese Befristung verschwiegen; und die Bedeutung Lokvorths wurde heruntergespielt. Die Wahrheit ist, daß Simed Myrrh den Supremrat schon sehr früh wissen ließ, daß er nach seiner befristeten Mission bei den Karaponiden nach Lokvorth zurückkehren würde. Und nichts anderes hat er wohl getan. Der Supremrat hatte aber das Problem, seinem Volk diesen Abgang zu erklären, und darum hat er sich immer gedrückt. So entstand die Legende vom unerklärlichen Verschwinden des Schutzpatrons.«

Nun war Ernst Ellert derjenige, der tief durchatmete.

Lokvorth war ein Planet in der Milchstraße. Er hatte sich natürlich

daran erinnert, als Fhey-Djon erstmals von »Simed Myrrh von Lokvorth« gesprochen hatte. Die Bedeutung dieser vermuteten Herkunftswelt des Kosmokratensohns hatte Ellert aber bisher unterschätzt.

Ellert knüpfte verschiedene Überlegungen an das Gehörte. Lokvorth war mehr als eine *normale Heimat*. Aber was war es dann? Welche Bedeutung hatte dieser Planet für diesen geheimnisvollen Simed Myrrh? War Myrrh ein Lokvorth und damit praktisch ein Terraner?

Hielt sich dort Gesil auf? Wurde sie dort versteckt oder eingekerkert? Hatte dort die ungeliebten genetischen Experimente stattgefunden, denen der »Sohn« entsprungen war?

Eins stand für Ernst Ellert neben seinen Fluchtplänen nun fest, nämlich sein nächstes Ziel. Er mußte an diesen Ursprungsort des Kosmokratensohns gelangen und dessen Bedeutung klären. Vielleicht fand er dort gar Gesil.

Er mußte zurück in die Milchstraße, denn die Geheimnisse, mit denen die Entführung Gesils verbunden war, ließen sich dort eher lüften als hier bei den Karaponiden oder bei den Ingkoom-Hauri.

\*

Einige Tage nach diesem bedeutsamen Gespräch mit Daok-Demm wurden die Geschehnisse aus der Sicht Ernst Ellerts in andere, nicht minder wichtige Bahnen gelenkt. Von Fhey-Djon wußte der Terraner, daß die Karaponiden im Augenblick sehr beschäftigt waren. Die Ingkoom-Hauri hatten eine



Großoffensive gestartet, und das bedeutete den Einsatz nahezu aller karaponidischen Kräfte. Die Folge davon war, daß Daok-Demm keine Zeit für Ellert hatte, was diesem nicht unangelegen kam.

Die Amimotuo stand ihm vorerst zeitlich unbegrenzt zur Verfügung, und so hatte er die Möglichkeit, die wenigen Dateien, die er mit Hilfe der Kodebegriffe, die ihm von Kytoma genannt worden waren, als private Datenbanken hatte anlegen können, mit seinen Erlebnissen und Überlegungen zu füllen.

Fhey-Djon war von Ellert über das informiert worden, was dieser über Si-med Myrrh erfahren hatte.

Natürlich hatte der Kerkerwächter dieses Wissen längst an seine Freunde von der

Widerstandsorganisation weitergegeben. Dafür hatte er die Nachricht gebracht, daß in wenigen Tagen die Vorbereitungen für einen Fluchtweg der beiden Gefangenen abgeschlossen sein würden. Quoas-Dryak, der Freund des einohrigen Kerkerwächters, würde dann mit einem kleinen Raumschiff zur Verfügung stehen. Als Gegenleistung erwarteten die Widerständler nichts weiter als alle Informationen über Simed Myrrh.

Als Ellert sich an diesem Abend zur Ruhe begab, dachte er nicht mehr an Zjumandiok, der ihn nach einer längeren Pause wieder einmal nachhaltig genervt hatte. Angeblich hatte der Waistokyer eine drohende Gefahr gesehen. Tatsache war aber, daß Ellert nicht gestört wurde und daß auch keine Gefahr zu erkennen war. Nicht einmal Daok-Demms Nähe war zu spüren.

Irgendwann in der Nacht erwachte der Terraner auf seiner Liege. Etwas schlug ihm heftig ins Gesicht. Schlaf-

trunken fuhr er hoch. Neben ihm wippte Pokerface aufgeregt mit seinen winzigen Füßchen im Dämmerlicht der Nachtbeleuchtung.

»Es tut mir leid«, flüsterte der Kleine, »aber ich muß dich wecken. Ich habe so deutlich in die Zukunft gesehen, daß ich dich warnen muß. Du bist in größter Gefahr. Ein Mordkommando nähert sich. Es handelt sich um drei Karaponiden, die auf Befehl einiger Ingkoom-Hauri handeln. Ihr Auftrag ist, dich zu töten. Bitte glaube mir! Sie werden in wenigen Minuten hier sein.«

Ellert schaltete das Licht ein und stand auf. Er schüttelte unwirsch den Kopf und fluchte leise vor sich hin.

»Bitte glaube mir!« flehte der Waistokyer.

»Was du sagst, ist völlig unlogisch«, antwortete Ellert. »Um dir zu beweisen, daß an deiner Wahrsagerei nichts dran ist, tu' ich dir den Gefallen und stelle mich auf das Mordkommando ein.«

Er rollte eine Decke so zusammen, daß sie die Form seines Körpers annahm und legte sie auf die Liege. Im schwachen Schein der Nachtbeleuchtung mußte man diese Erhöhung für seinen Körper halten. Dann löschte er das helle Licht und begab sich mit Zjumandiok zum Durchgang zum Nebenraum, wo die Geräte mit der Amimotuo standen. Hier herrschte völlige Dunkelheit.

In der Nähe der Zwischentür suchte er sich einen Platz, von dem aus er seine Liege und auch den Eingang zu seiner Zelle gut einsehen konnte. Zjumandiok kauerte sich neben ihm auf den Boden.

»Ich warte genau eine Stunde«, sagte

Ellert. »Dann gehe ich wieder in mein Bett und schlafe weiter. Über den Rest reden wir dann morgen.« Er bekam keine Antwort, aber er spürte das Zittern des glockenförmigen Körpers dicht neben sich. Pokerface hatte Angst.

Tatsächlich waren schon wenige Minuten später draußen auf dem Gang leise Geräusche zu hören. Die Zellentür, die schon seit längerer Zeit nicht mehr verschlossen war, öffnete sich. Zwei Gestalten schoben sich in den Raum. Eine dritte blieb am Eingang stehen.

Ernst Ellert stockte der Atem;

Er erkannte ganz plötzlich, daß die Warnung Zjumandioks kein Phantasieprodukt war. Die beiden ersten Eindringlinge trugen Waffen in ihren Händen, und sie orientierten sich in Richtung seiner Liege. Den Umrissen nach handelte es sich um Karaponiden. Die Gesichter waren vermurmt.

Die Gedanken des Terraners überschlugen sich.

Er besaß keine Waffe. Pokerface natürlich auch nicht. Die Feliden hatten ihn auch nach der Ernennung zum *Persönlichen Berater* weiter wie einen Gefangenen behandelt. Er hatte auch keine Möglichkeit, Alarm zu schlagen, ohne sein dürftiges Versteck zu verraten und sich und Pokerface damit zu gefährden. Wo Fhey-Djon jetzt steckte, wußte er nicht. Und am Ende des Korridors waren alle Ausgänge versperrt.

Er saß in der Falle! Noch während diese Erkenntnisse ihn schockierten, schossen die maskierten Eindringlinge. Flammenstrahlen jagten auf seine Liege zu und zerfetzten die Decken

und das Gestell. Lodernde Glut stieg in die Höhe.

Dann rief einer der Karaponiden: »Leer! Er ist nicht da!«

Der Felide an der Tür drückte diese ins Schloß, so daß niemand mehr den Raum so leicht verlassen

konnte.

»Er muß hier sein!« rief er. »Wir fin-den ihn. Die anderen Ausgänge sind versperrt. Vorwärts!« Ellert nahm Pokerface und hob ihn zur Seite in eine leere Kiste, in der sich einmal ein Analysegerät befunden hatte.

»Bleib ganz still!« zischte er kaum hörbar, für den Waistokyer mit seinem außergewöhnlichen Gehörsinn aber sicher gut zu vernehmen.

Dann bewegte er sich rasch im Dunkel vorwärts in die Nähe des Tisches mit den verschiedenen Geräten. Der schwache Lichtschein, der aus seiner Wohnzelle durch den Türspalt fiel, erleichterte ihm die notwendigen Handgriffe. Er arbeitete fieberhaft und warf dabei immer Blicke zur Tür. Sein Glück war, daß die Attentäter zuerst in Zjemandioks Zelle nach ihm suchten und sich erst kurz danach um diesen Raum kümmerten. Da hatte Ellert seine Vorbereitungen aber schon abgeschlossen.

Als die drei Karaponiden eintraten, wartete der Terraner, bis sie alle im Empfangsbereich der Antenne sein mußten. Gerade als einer der Feliden die Beleuchtung einschaltete, war ein günstiger Moment gekommen.

Der Hochfrequenzsender stand auf höchster Leistung. Seine Arbeitsfrequenz entsprach der einer traditionellen Mikrowelle mit gepulsten Hyperanteilen, die zusätzliche Lähmungseffekte nach sich zogen. Die eigentliche

Energie aber würde alles im näheren Empfangsbereich der Antennenkeule in Sekundenbruchteilen regelrecht braten oder schmoren.

»Da!« rief einer der Karaponiden, als er Ellert entdeckte. Seine Waffe zuckte hoch, und die der beiden anderen Vermummten folgten diesem Beispiel.

Im gleichen Moment aktivierte der Terraner den Sender.

Die drei vermummten Gestalten erstarrten. Dann schrien sie unter der plötzlichen Hitze, die in ihrem Körper tobte, auf. Das Gebrüll erstarb schnell, als die Leiber zu Boden stürzten und reglos liegenblieben. Ellert schaltete den Sender ab. Er wollte die Attentäter nicht unbedingt töten, und das wäre fraglos geschehen, wenn diese weiter mit den HF-Energien überschüttet worden wären.

»Pokerface!« rief er. »Hole Fhey-Djon! Aber schnell.«

Der kleine Schwarze wieselte davon, während Ellert die Kapuzen von den Köpfen der drei Bewußtlosen zog. Er entfernte die Waffen und steckte sich selbst einen mittelschweren Strahler in den Gürtel.

Es waren tatsächlich drei Karaponiden. Einen davon kannte Ellert zumindest vom Gesicht her. Er gehörte zum Stab Daok-Demms, und er hatte an der Demonstration bei Thoy-Dak teilgenommen.

Sie waren alle drei tot. Die Dosis an hochfrequenter Energie, die Ellert in der Eile und ohne genaue Möglichkeit der Überprüfung eingestellt hatte, war zu hoch gewesen. Er bedauerte das, aber er konnte es nun auch nicht mehr ändern. Doch es kam noch tragischer.

Denn er entdeckte noch etwas. Alle

drei Attentäter trugen kleine Geräte im Nacken, von denen winzige Drähte in die Gehirnregion liefen.

Sofort war dem Terraner klar, daß diese drei Feliden unter Zwang gehandelt hatten und von irgendwoher gesteuert worden waren.

Oder noch gesteuert würdeh?

Mit den Laborgeräten, die ihm zur Verfügung standen, fand er eine Antwort, noch bevor Fhey-Djon und Pokerface eintrafen. Die kleinen Geräte waren Empfänger. Und ihr Sender arbeitete noch, denn er ließ sich exakt anpeilen.

Was Ellert aber daran am meisten verblüffte, war die Tatsache, daß der Standort des Senders höchstens hundert Meter entfernt sein konnte. Das hieß, er lag noch im Bereich des unterirdischen Gefängnisses. Er rief über die Bildsprecheinrichtung nach Daok-Demm, aber eine Automatensstimme teilte ihm mit, daß dieser nicht zu sprechen war. Wichtige Ereignisse hielten ihn ab.

Fhey-Djon und Zjemandiok traten gerade in den Raum, als die Nachricht zu vernehmen war.

»Nicht zu sprechen«, stellte Ernst Ellert wütend fest. »Diese Burschen hatten den Auftrag, mich zu töten. Und mich interessiert, verdammt noch mal, wer diesen Mordbefehl gegeben hat. Wenn Daok-Demm nicht zu sprechen ist, dann suche ich die Verantwortlichen allein.«

»Wir suchen sie zu dritt«, meinte der Kerkerwächter. »Aber erst erklärst du mir, was hier geschehen ist.«

»Dazu brauche ich keine zwei Minuten«, entgegnete der Terraner.

8.

Kurz darauf waren sie in den unterirdischen Gängen des Gefängnisses unterwegs. Ellert trug einen kleinen Empfänger mit sich, der deutlich die Signale wiedergab, die von dem gesuchten Sender kommen mußten. Mit Fhey-Djons Hilfe war es einfach, sich hier zu orientieren.

Der einohrige Kerkerwächter unterstützte die Aktion durch eine weitere Maßnahme. Da auch er zu seinen Vor-gesetzten keinen Kontakt bekam - aus welchen Gründen auch immer -, be-rief er sich auf einen Notfallparagra-phen, der es ihm erlaubte, zwei Robo-ter einzusetzen. Normalerweise wur-den diese Kampfmaschinen gegen Ge-fangene verwendet, die fliehen woll-ten. Sie auf einen anderen Gegner ein-zustellen, war aber kein Problem.

Noch während sich die Dreiergrup-pe dem Standort des Senders näherte, trafen die beiden bewaffneten Robo-ter ein. Fhey-Djon instruierte sie über ihre Aufgaben und unterstellte sie sei-nem alleinigen Befehl. »Es handelt sich bei dem Feind um Ingkoom-Hauri«, behauptete Zjuman-diok. »Ich habe sie in meiner Schau in die Zukunft gesehen.«

Ellert sagte nun nichts mehr zu den Wahrsagereien, denn schließlich hatte ihm der Kleine das Leben gerettet, so seltsam auch die Umstände gewesen sein mochten.

»Dort vorn!« Der Terraner deutete auf eine verschlossene Doppeltür. »Dahinter arbeitet der Sender.«

»Ein kleiner alter Lagerraum«, meinte Fhey-Djon. »Er wird meines Wissens schon eine Ewigkeit nicht mehr benutzt. Es ist kaum vorstellbar, daß hier Hauri eingesickert sein sollen.«

»Für mich nicht«, antwortete Ellert. »Es gibt Spione und Helfer in allen Etagen der Hierarchie.«

Sie postierten sich mit schußberei-ten Waffen zu beiden Seiten des Ein-gangs und ließen diesen dann durch die Roboter blitzartig öffnen. Die Überraschung war perfekt.

An einem Tisch hockten fünf Ing-komm-Hauri und zwei Karaponiden. Auf dem Boden lagen verschiedene Ausrüstungsgegenstände, Waffen und technisches Gerät. In einer Ecke ar-beitete der Sender zur Steuerung der Attentäter.

Die Überraschten sprangen auf und griffen nach ihren Waffen.

Die Roboter zögerten keinen Sekun-denbruchteil, und auch in Fhey-Djon war das Kämpferherz erwacht.

Ellert brauchte gar nicht einzugreifen. Die beiden Karaponiden und ein Hauri wurden tödlich getroffen. Die anderen vier gaben daher jeden Widerstand auf und streckten die Hände in die Höhe.

Fhey-Djon entwaffnete sie und gab den Robotern die Anweisung, die vier Hauri in Zellen nahe der Ellerts einzu-sperren. Die Gruppe rückte ab, und sie folgten ihr den Weg zurück.

Dann sprach der Kerkerwächter ha-stig in ein kleines Gerät. Ellert erkann-te, daß er Quoas-Dryak über die Ge-schehnisse informierte.

»Natürlich muß ich auch meine Vor-gesetzten in Kenntnis setzen«, erklärte er. »Bis jetzt konnte ich sie noch nicht erreichen. Wir sollten...«

Er brach ab, denn wenige Schritte vor ihnen dröhnten in schneller Folge drei Detonationen auf.

Druckwellen drohten Ellert und den Feliden zu Bo-

den zu schleudern. Der kleine Zju-mandiok wirbelte durch die Luft und prallte gegen eine feuchte Wand aus klobigen Steinen.

Der Terraner brauchte einen Mo-ment, um zu erkennen, was geschehen war. Drei der vier Gefangenen hatte es buchstäblich zerrissen. Der vierte rannte schreiend auf ihn zu und reckte die linke Hand in die Höhe.

»Sie dulden keine Gefangenen«, schrie er voller Panik. »Sie haben die Fernzündung ausgelöst. Helft mir! Sonst zerreißt mich auch eine Explo-sion.«

Ellert erkannte ein Gerät, das halb in den Unterarm des Hauri einge-pflanzt war. Er verstand. Die Auftrag-geber wollten auf Nummer Sicher ge-hen. Sie töteten ihre Agenten, bevor sie in die Gefangenschaft der Feinde gerieten.

»Helft mir doch!« bettelte der Leder-häutige.

»Du wurdest eben nicht erwischt«, beruhigte ihn Ellert, »also hat deine Zündanlage versagt. Reg dich also nicht weiter auf.«

Er betrachtete das kleine Gerät, aber er sah keine Möglichkeit, es aus der Haut zu lösen. Bei Gewaltanwendung würde er sicher die Zündung selbst auslösen. Auch Fhey-Djon wußte da keinen Rat. Dann geschah etwas sehr Merkwür-diges. Ellert hielt die Hand des Hauri dicht vor sein Gesicht, um den Mecha-nismus genauer zu studieren und um doch noch eine Lösung zu finden. Er spürte plötzlich einen Wärmestoß auf der eigenen Brust, aber zu sehen war nichts. Dann löste sich das Gerät aus dem Unterarm des Hauri und zerfiel in

mehrere Trümmer, die zu Boden pol-terten.

Das überschlanke Wesen stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als es sich von dem tödlichen Sprengsatz be-freit sah.

»Wie soll Pathenos dir das danken? Wir wollten dich töten, und du rettetest mein kümmerliches Leben!«

»Es wird sich schon eine Gelegenheit ergeben, deinen Dank abzustatten«, meinte Ernst Ellert trocken. Eine Erklärung für das Vorgefallene hatte er nicht, aber als er sich an die Brust faßte, an die Stelle, an der er die Wärme empfunden hatte, spürte er den smaragdgrünen Stein, den ihm der Supremrat überreicht hatte.

Sie erreichten ihre Zellen und sperrten Pathenos vorerst in den Wohnraum Zjumandioks. Ellert versuchte wieder, Daok-Demm zu erreichen, aber das war nicht möglich. Dafür meldete sich aber ein Vertreter des Geheimdienstchefs. Ellert erläuterte ihm kurz die Geschehnisse und verlangte die Erlaubnis, den gefangenen Hauri zu verhören. Natürlich würde er alle Resultate unmittelbar zur Verfügung stellen. Der Vertreter Daok-Demms willigte nach kurzem Zögern ein.

Fhey-Djon hatte auch Erfolg. Er konnte seine Vorgesetzten informieren, aber die fühlten sich für die eingedungenen Agenten nicht direkt zuständig und verlangten, daß sich Daok-Demm und seine Leute der Sache annahmen.

Ernst Ellert begab sich nun mit Po-kerface zu dem Hauri Pathenos, der auf dem Boden hockte. Sie führten ihn in den Laborraum, wo Ellert die

Aufnahmeeinrichtung des Datenkristalls aktivierte.

»Du weißt, wer ich bin«, stellte der Terraner fest. »Der Mordanschlag galt mir. Ich möchte von dir wissen, wer dein Auftraggeber war und was ihn dazu veranlaßte, mich töten zu wollen.«

»Von mir erfährst du nichts«, antwortete der Lederhäutige ablehnend.

»Vielleicht doch«, entgegnete Ellert. »Du solltest nicht nur berücksichtigen, daß ich dein Leben gerettet habe. Es sprechen auch ein paar andere Fakten dafür, daß du offen zu mir bist. Ich bin auch ein Gefangener der Karaponiden. Und du kennst sicher Daok-Demm, denn ihr habt mit Leuten zusammengearbeitet, die in seinen Diensten standen. Du weißt, welche Foltermethoden er anwenden wird. Er wird dich zum Reden bringen, und dann wirst du sterben. So sieht deine Zukunft aus. Ich kann dir eine Alternative zu diesem unrühmlichen Ende eines Kriegers anbieten.«

Pathenos starrte unsicher auf Ellert und auf seinen entblößten Unterarm, wo die Spuren des tödlichen Zündsatzes noch zu sehen waren.

»Du mußt doch erkennen, daß du keine andere Wahl hast«, drängte der Terraner weiter. »Und ich habe nicht unbegrenzt Zeit. Ich kann dir noch etwas versprechen. Mein Plan, aus der Gewalt der Karaponiden zu entweichen, steht fest. Ich sehe auch schon einen Weg. Wenn du offen mit mir sprichst, bewahre ich dich vor der Folter Daok-Demms und nehme dich mit. Von dem, was du sagst, werden die Feliden nichts erfahren, was dir oder den Ingkoom-Hauri schaden

könnte. Das ist mein ganzes Angebot. Überlege dir gut, was du jetzt sagst!« »Einverstanden«, sagte Pathenos. »Ich rede.«

\*

Der offene Bericht des gefangenen Hauri brachte ein paar erstaunliche Hintergründe zutage. An der Art, in der Pathenos sprach, konnte Ellert erkennen, daß dieser nichts verbarg und der Wahrheit treu blieb. Schon der erste Satz schlug bei dem Terraner wie eine Bombe ein.

»Der Auftraggeber der Aktion gegen dich, Ernst Ellert, ist unser Schirmherr und Schutzpatron Simed Myrrh, der seit vielen Jahren bei uns weilt und unseren Kampf gegen die Karaponiden und gegen andere Völker unterstützt. Es war uns freigestellt, dich zu entführen oder zu töten. Du weißt, wie wir uns entschieden hatten. Es sollte außerdem so aussehen, daß du ein Opfer der Karaponiden geworden warst.«

Ellert hakte nach und erfuhr weitere Einzelheiten.

Die Ingkoom-Hauri hatten schon vor Monaten im Auftrag Simed Myrrhs Testare auf Conjonk gefangen genommen und diesen dem angeblichen Schutzherrn übergeben. Vom früheren Wirken eines Simed Myrrh bei den Karaponiden wußten die Ingkoom-Hauri nichts. Was ihnen darüber zu Ohren kam, hielten sie für erfundene Geschichten oder Gerüchte, die Daok-Demm in Umlauf gesetzt hatte.

Kürzlich hatten sie von Doppelagenten aus dem Kreis Daok-Demms erfahren, daß Ellert, den sie ja schon in

ihrer Gewalt gehabt hatten, hier auf Karapon in Haft sei. Nach Meinung Myrrhs handelte es sich dabei um eine Schutzhaft. Es galt, diesen gefährlichen Mann auszuschalten.

Einen besonderen Grund dafür hatte Simed Myrrh allerdings nicht genannt. Die Hauri hatten auch nicht danach gefragt, denn sie gehorchten den Anordnungen ihres Patrons praktisch blind. Die Aktion gegen Ellert wurde dann zeitlich so gelegt, daß sie mit einer Großoffensive der Raumverbände zusammenfiel,

wovon man sich gün-stigere Möglichkeiten erhoffte. Das Einschleusen in das unterirdische Ge-fängnis war mit Hilfe von verräteri-schen Karaponiden geschehen.

Das waren die Fakten, und sie wa-ren glaubhaft.

Für Ellert ergab sich daraus zu-nächst, daß sein Verdacht, Simed Myrrh habe Kontakt mit Testare aufgenommen und diesen nach Conjonk in eine Falle gelockt, erhärtet wurde. Auch der Grund dafür war erkennbar, und ef war identisch mit dem für den Mordanschlag auf Ernst Ellert. Beide, Ellert und der Cappin, suchten nach der Mutter des Kosmokratensohns! Beide suchten nach Gesil. Und das mußte dem geheimnisvollen Myrrh gar nicht passen.

Aber auch ein anderer Gesichts-punkt war schwerwiegend. Nach der Schilderung des Hauri war klar, daß Simed Myrrh von Lokvorth seit über zwei Jahrzehnten auf mindestens zwei maßgebliche Völker Hangays nach-haltigen Einfluß ausgeübt hatte. Er hatte erst die Karaponiden protegiert. Und dann die Ingkoom-Häuri. Und schließlich hatte er beide gegeneinan-der ausgespielt.

Eigentlich ergab das keinen rechten Sinn, denn nur um damit vielleicht El-lert und Testare anzulocken und zu fangen, dafür waren die Bemühungen des Kosmokratensohns unangemes-sen groß. Das hätte er viel einfacher haben können. Und wie das Beispiel Testares zeigte, hatte er diesen auch relativ leicht in eine Falle gelockt. Worin lag also der Sinn des Tuns dieses Simed Myrrh? Die Frage blieb offen, und Ellert vermutete, daß es sich vielleicht bloß um das grausame Spiel eines gefühlskalten Wesens oder ein großartig aufgezo-genes Expe-ri-ment zur Prüfung der eigenen Macht handeln könnte.

Und noch eines sah Ernst Ellert: Mit dem Wissen, das er nun von Pathenos erworben hatte, konnte er Druck auf Daok-Demm oder gar auf den Su-premrat Thoy-Dak ausüben.

Die Gelegenheit ergab sich schon ei-ne Stunde später, denn da meldete sich Daok-Demm. Er wirkte sehr auf-geregt und ließ sich den Hergang der Ereignisse noch einmal schildern. Über die Ereignisse des Verhörs Pa-thenos' sagte Ellert aber noch nichts.

Dann rückte plötzlich Thoy-Dak ins Bild, und damit wurde Ellert klar, warum der Geheimdienstchef so un-ruhig gewirkt hatte.

»Du hast mit diesem Pathenos ge-sprochen. Ich weiß es.« Die Worte des Supremrats waren eine Feststellung, und Ellert konnte nicht wissen, woher dieser die Sicherheit nahm. »Was hat er gesagt?«

Der Terraner hielt den Moment für günstig, um die Katze aus dem Sack

zu lassen und vom Doppelspiel des Si-med Myrrh zu berichten. Er tat dies schonungslos und mit deutlichen Vor-würfen gegen die Leichtgläubigkeit der Karaponiden, aber auch in Anspie-lungen auf ihre Ignoranz.

Thoy-Dak und Daok-Demm hörten ihm stumm zu. Beide Gesichter waren jetzt auf dem Bildschirm, und keiner der beiden Feliden verzog eine Miene.

Ellert hoffte, daß er jetzt endgültig das Wohlwollen der wichtigen Führer gewonnen hatte und daß ihm so ein friedlicher Abzug von Karapon er-möglicht wurde. Er verwies auf die Amimotuo, die alle Angaben gespei-chert hatte und natürlich dem Su-premrat ebenso zur Verfügung stand wie den Spezialisten um den Geheim-dienstchef.

Die Reaktion Thoy-Daks war gänz-lich anders, als es sich der Terraner hoffnungsvoll ausgemalt hatte.

Der Herrscher der Karaponiden er-widerte mit harter Stimme:

»Ernst Ellert! Hiermit verurteile ich dich zum Tod! Du hast auf die ekelhaf-teste Art und Weise versucht, den Na-men unseres Nationalheiligen in den Dreck zu zerren. Du hast dich mit dei-nen frevelhaften Worten am geistigen Vater meines Volkes versündigt und damit jedem Karaponiden eine Belei-digung zugefügt, die unverzeihlich ist. Ich erkläre den ganzen Abschnitt dei-nes Gefängnisses zur Todeszone. Das Todesurteil schließt den Waistokyler und den Hauri ein. Die ganze Brut der Sünde muß ausgeradiert werden. Die Vollstreckung des Urteils ist am heuti-gen Morgen durchzuführen! Es gilt das Wort Thoy-Daks, des mächtigen Herrschers von Karapon!«

Daok-Demm und ein paar andere

Karaporüden wiederholten: »Es gilt das Wort Thoy-Daks, des mächtigen Herrschers von Karapon!«

Damit wurde die Bildsprechverbin-dung unterbrochen, und Ellert blieb ratlos allein. Sein Gesicht war fahl ge- worden.

Keine zwei Minuten später wimmel-te es von bewaffneten Karaponiden und Kampfrobotern. Die Amimotuo und alle Geräte wurden abtranspor-tiert. Ellert wurde entwaffnet und ge-meinsam mit Zjumandiok und Pathe-nos in eine andere Zelle verfrachtet. Eine Möglichkeit zur Gegenwehr gab es nicht, und Fhey-Djon ließ sich nicht blicken.

»Die Vollstreckung findet am heuti-gen Morgen statt«, meinte der Terra-ner ratios. »Das ist in weniger als zwei Stunden. Jetzt kann uns wohl nur noch ein Wunder helfen.«

Pokerface und der Hauri sagten nichts. Sie hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden.

Ernst Ellert grübelte noch eine Stunde später über den Fehler nach, den er in der Einschätzung des Supremrats gemacht hatte, als von draußen der Knall zweier Detonationen zu hören war. Unmittelbar darauf wurde die Zellentür aufgestoßen.

Der einohrige Fhey-Djon stand dort. In seinen Händen hielt er Ellerts SE-RUN und die Kombiwanne.

Irgendwie mußte er es geschafft haben, an Ellerts Ausrüstung heranzukommen.

Der Karaponide warf Ellert die Waffe und den SERUN zu und rief: »Kommt! Wir haben nicht viel Zeit.

Quoas-Dryak wartet mit der TAUO-RHI auf uns!«

Ellert schlüpfte hastig in seinen SE-RUN. Nachdem er festgesteuert hatte,

daß alles ordnungsgemäß funktionierte, schöpfte er wieder neue Hoffnung, und mit ihm die beiden anderen Gefangenen.

Er stürmte hinaus, vorbei an zwei zerstörten Wachrobotern. Ein Gleiter wartete wenige Schritte entfernt.

Pokerface und der Hauri kletterten auf die Plattform, dann folgte Ellert.

Fhey-Djon lenkte das Gefährt im Höllentempo zu einem schrägen Schacht. Hier ging es steil in die Höhe, bis sie ins Freie gelangten. In der Ferne dämmerte der Morgen über Karapon. Der Einohrige beschleunigte das Gefährt weiter und erreichte wenig später eine Lichtung in einem Waldstück. Hier stand startbereit ein etwa 100 Meter langes und 60 Meter breites Raumschiff vom Typ TRIMARAN-Jäger.

Im Eingangsluk stand ein anderer Karaponide.

»Das ist Quoas-Dryak«, erklärte Fhey-Djon. »Die ersten Flugdaten sind programmiert. Wir verlassen Karapon für immer.«

Keine Minute später startete die TAUO-RHI.

»Wir gehen in Kürze in den Hyperraum«, erklärte Quoas-Dryak nach einer kurzen Begrüßung. »Ich habe eine offizielle Starterlaubnis, so daß uns nichts aufhalten kann.«

Sie standen alle in der Zentrale im Bugteil, wo die Bordsyntronik sie willkommen hieß, als Pokerface plötzlich einen spitzen Schrei ausstieß. Mit einem Hautlappen wies er auf eine Schale mit fünf Zitronen, die seitlich auf einem Tisch stand.

Auch Ellert fühlte sich plötzlich unwohl.

»Was haben diese Früchte zu bedeuten?« fragte er.

Quoas-Dryak wandte sich von der Steuerung ab, denn diese wurde nun von der Bordsyntronik übernommen. Auch er starrte verwundert auf die Früchte.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich habe sie nicht...«

Er brach ab, denn plötzlich schwebten die Zitronen in die Höhe. Sie glitten auseinander und schossen dann schnell auf die beiden Karaponiden, den Hauri, Zjemandiok und Ellert zu.

Der Terraner machte instinktiv einen Satz zur Seite. Die Zitrone, die auf ihn zusteuerte, folgte ihm sogleich. Das waren keine Früchte, hier handelte es sich um eine Teufelei Daok-Demms. Dessen war sich Ellert sicher.

»Du wirst leben, Ernst!« schrillte der Waistoky. »Ich sehe es. Sie haben vergessen, dir das Amulett des Herrschers abzunehmen. Aber wir müssen sterben. Leb wohl, mein Freund!«

Ellert verstand nichts.

Die Früchte erreichten ihre Opfer und blähten sich auf. Sie hüllten diese ein und lösten Explosionen aus, die unweigerlich zum Tod führten. Von Fhey-Djon, Quoas-Dryak, Pathenos und »Pokerface« Zjemandiok blieb nur etwas grauer Staub übrig.

Nur die Teufelsmaschine, die auf Ernst Ellert zusteuerte, verharrte dicht vor dessen Brust. Der Terraner holte den smaragdgrünen Stein heraus und hielt ihn dem gelben Körper entgegen. Dieser zerfiel ähnlich schnell, wie es mit dem Sprengsatz Pathenos' geschehen war. Aber auch

der Stein löste sich auf. Seine unerklärliche Kraft war erschöpft.

»Hyperraum erreicht«, meldete die Bordsyntronik. »Welchen Kurs soll ich einschlagen?«

»Kurs Mühlenstraße.« Ernst Ellert brachte die Worte nur mühsam hervor. Dann sank er erschöpft in einen Sessel und starrte auf den Staub, der den Boden bedeckte und allmählich vom Wartungssystem des Raumschiffs aufgesaugt wurde.

»Arme Kerle.« Der Terraner schüttelte sich.

Er war den Karaponiden entkom-men, aber wenn er an die Opfer dachte, die er auf diesem Abschnitt seines endlosen Weges zurückließ, dann bekam er einen faden Geschmack auf der Zunge.

Und die Amimoto hatte er wohl für immer verloren.

Irgendwo in weiter Ferne in der heimatlichen Milchstraße existierte der Planet Lokvorth. Irgendwo lebte Gesil unter unbekannten Verhältnissen.

Und irgendwann, so hoffte Ernst Ellert, würde sein Weg auch den des Kosmokratensohns Simed Myrrh kreuzen. Mit dem hatte er eine Rechnung zu begleichen.

ENDE

*H. G. Ewers schließt in seinem Roman, der in der nächsten Woche erscheint, an die Aussagen des Bandes an, den Sie gerade gelesen haben, und beschreibt Ernst Ellerts weitere Spurensuche.*

*Der nächste PR-Roman trägt den Titel:*

*DIRPIRATIN*